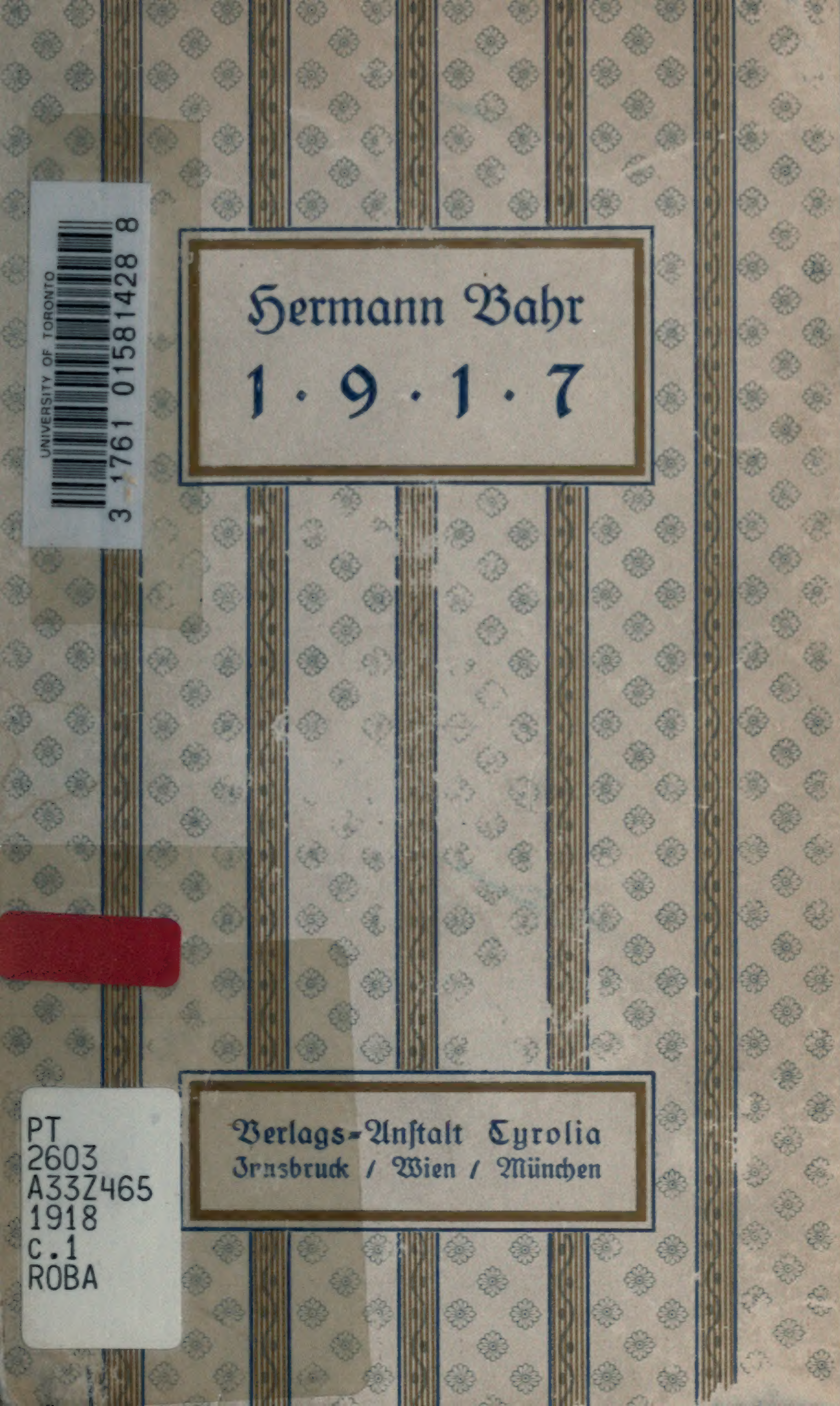
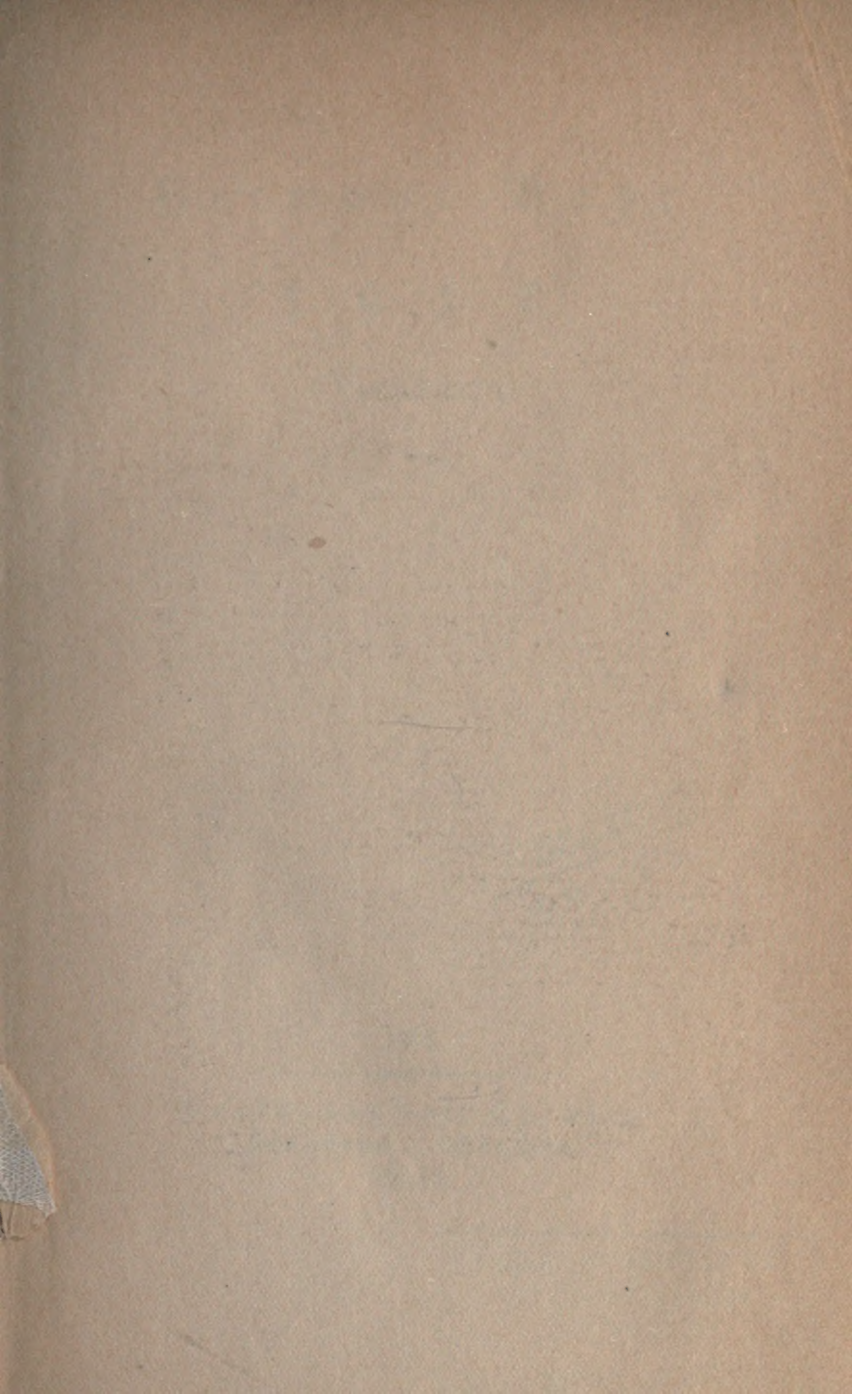
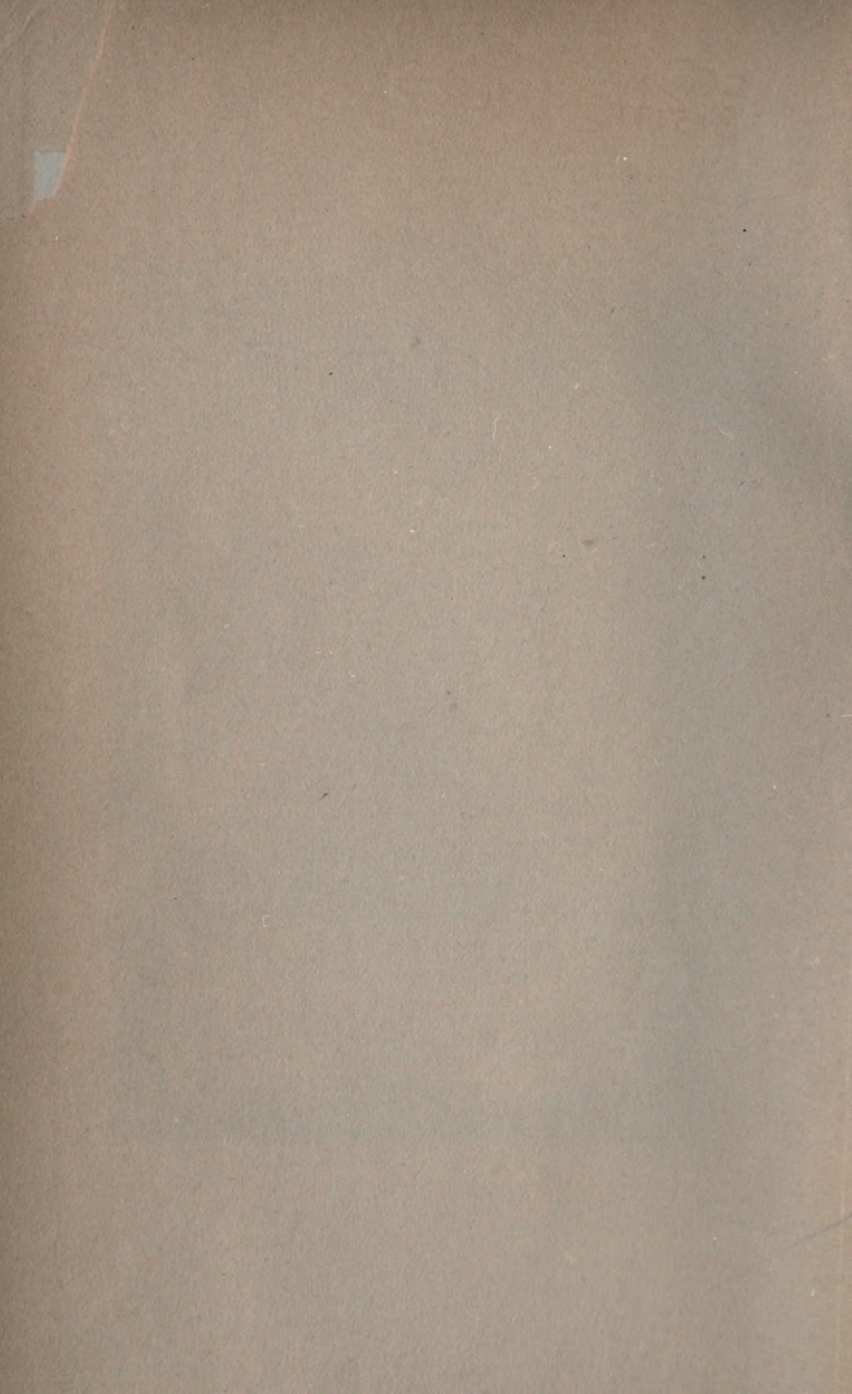

Hermann Bahr
1·9·1·7
Verlags-Anstalt Tyrolia
Innsbruck / Wien / München


DR·BERTHA
KUNREUTHER
FAY

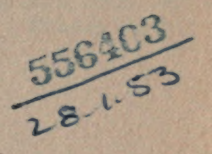




Hermann Bahr

1917

[Tagebuch]



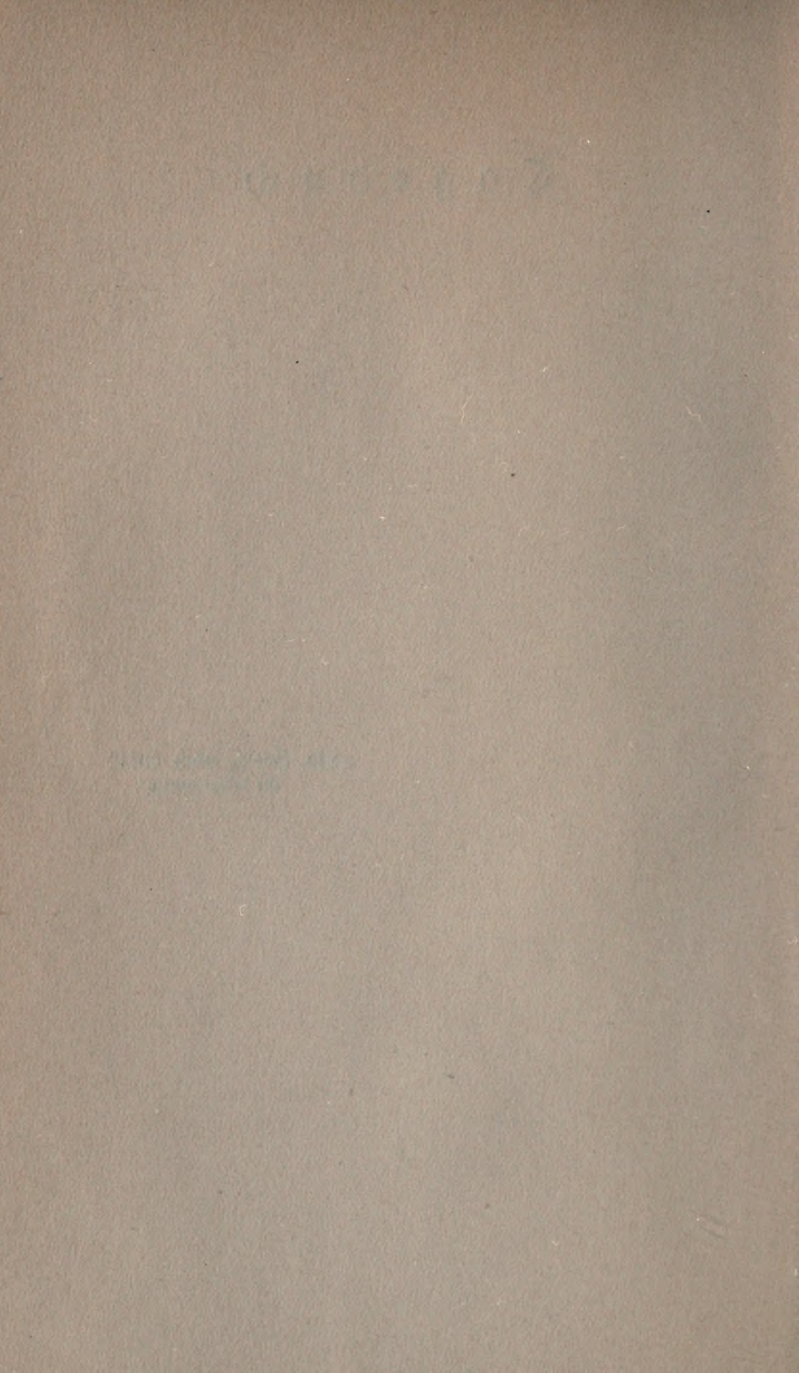
1918

Verlagsanstalt Tyrolia
Innsbruck · München
Wien



Tagebuch

„Eja, Seele, wach auf!“
Die heilige Gertrud.



S e c k a u, 5. D e z e m b e r. Auf dem Wege von Knittelfeld hat man das Kloster plötzlich unversehens hoch oben in der Ferne vor sich: fest und breit, ganz still, geheimnisvoll. Wirklich wie der Knabe sich Monsalvat gedacht hat! Und nun kann man den Blick nicht mehr davon wenden. In der Welt soll irgendwo Krieg sein. Unglaublich. Jo man hört ihn hier sogar zuweilen. Ein dumpfes Geräusch, von der Kärntner Front her. Aber hier ist eine andere Welt. Es gibt noch eine andere Welt! Und die vermeintliche, die sich für die wirkliche hält, wird hier nur allenfalls wie ein wunderlich dumpfes Ohrensausen vernommen. — Ich muß den ganzen Tag immer wieder an ein Wort Hebbels denken, es gebe ein einziges Mittel zum wahren Glück, nämlich: alles Unwesentliche von selbst wegzuwerfen, bevor das Schicksal es noch fordern kann, das Wesentliche dann aber zu verteidigen wie das Leben selbst. — Aber freilich gehörte dazu, daß man erst Wesen vom Unwesen unterscheiden lernt, und gerade zum Gegenteil werden wir doch erzogen! Unsere ganze „Bildung“ besteht darin, Wesen mit Unwesen in einen Knopf zu drehen, den niemand mehr aufbringt. Dann aber wundern wir uns, zu verdursten nach Leben! Hier fließen die lebendigen Brunnen und die verdurstenden Menschen wissen es nicht! — Ich fand den alten

Spruch bestätigt, daß der Mönch im Gaste, wer es auch immer sei, Christus ehrt.

Graz, 7. Dezember. — Nachricht vom Tode Hans Richters. Er steht noch vor mir, das Netz in der Hand, mit dem er in Bayreuth einkaufen ging, bedächtig vor sich hin, aufrecht, breit, gemächlich, ein wohlgemuter, standfester Bürgersmann. Mir war's anfangs nicht leicht, ihn innerlich aufzunehmen, die Schatten Hugo Wolfs und Mahlers standen zwischen uns. Ich habe mich dann aber doch der klaren Tüchtigkeit seines Wesens ergeben müssen. Er war vom Handwerk in seine Kunst gekommen, das ist der redlichste Weg (den es leider in der Literatur nicht gibt, die hat kein Handwerk, so läßt sie jeden Gaukler ein). Aber wer freilich lange Lehrling war, bevor er Meister wurde, traut denen nicht, die schon als Meister geboren sind. Und dann war auch Wagner für ihn ein so überwältigend großes, ihn ganz erfüllendes Erlebnis gewesen, daß er fortan keinen Platz mehr hatte für andere. Dieses Erlebnis konnte nicht wiederholt werden, und das war es, was er den anderen nie verzieh: wenn sie nicht die Kraft hatten, ihn noch einmal erleben zu lassen, was er an Wagner erlebt, was wollen sie dann überhaupt? Frechheit! Sie kamen ihm alle neben Wagner überflüssig vor. Mir aber ist er mit der Zeit in all seiner

Wunderlichkeit wert geworden als ein gutes Beispiel einer Menschenart, die sich fast nur noch in der Generation vor der meinen findet. Es sind Menschen, die sozusagen in zwei Stockwerken leben, einem Festsaal oben, den man nur an Feiertagen betritt, und nur in den besten Kleidern, sonst aber unbenutzt läßt, alles Gerät sorgsam überzogen, daß nichts verstaubt, und der eigentlichen Häuslichkeit gemütlich enger Stuben unten, worin man im Schlafrock das tägliche Leben über sich ergehen läßt, der erhabenen Empfindungen, die man oben gehegt, nur noch als nachklingender Erinnerungen bewußt, die man ja beim nächsten Fest wieder auffrischen wird, ohne sich doch in der Woche viel mit ihnen einzulassen. Der Hans Richter der „Meistersinger“, war von dem Hans Richter, der einkaufen ging, rein abgeschieden. Daß er die beiden so rein geschieden halten konnte, war seine Kraft; denn sie hätten schlecht miteinander gehaust, einer wäre zu kurz gekommen, und er brauchte beide. Aber freilich mußten ihm also Hugo Wolf und Mahler, die von ihrer Kunst aus das tägliche Leben so verzehrten, bis nichts mehr davon übrig blieb, unverständlich, ja unglaublich sein. — Bei Rosegger. Er lehnt im Sofa, mit einem Gesicht so trüb wie der Regentag draußen. Zu dem Ehrwürdigen, das er immer schon hatte, kommt nun noch das Alter und verklärt den lieben Mann. Dabei tritt das

Bäurische hervor, der Anflug städtischer Art verblaßt, auch wirkt er jetzt schon fast historisch. Feiner, ländlicher, alter Herr, etwa an den Hagestolz Stifters in der Zeichnung von Johann Nepomuk Geiger erinnernd. Im Gespräch verjüngt er sich, wie ja fast alle nicht mehr ganz jungen Menschen die Gewohnheit haben, nicht den Augenblick auszusprechen, sondern ihren üblichen Ton mechanisch und gleichsam in ihrer eigenen Abwesenheit für sich reden zu lassen; man wird mit den Jahren immer mehr zum Grammophon seiner Redensarten, mir geht's ja auch schon so und ich wundere mich oft, was da der weiland Hermann Bahr auf einmal wieder alles erzählt, aus mir heraus. Er hat einen sehr angenehmen Ton erlebter Weisheit, die von Ironie glänzt, aber nicht der zynischen Ironie der großen Stadt, sondern einer steirischen, einer herzlichen, die bloß verschämte Güte ist. Wir sprechen von Pötzl, von Chiavacci (der, amputiert, sagte: Nun haben mich meine beiden Beine sitzen gelassen!), von lauter Toten. Schließlich gibt er mir Grüße an meine Frau auf, mit der er in geheimem Briefwechsel zu stehen bekennt, was ich schamlos finde, sein Bekenntnis nämlich, nicht die Tatsache, die ich wußte, bessere Gatten wissen derlei Geheimnisse stets.



8. Dezember. Bei den Dominikanern, den Freund zu besuchen, den ich, nach so langer Unrast vergeblich durch die Welt schweifenden, immer enttäuschten, niemals gestillten Verlangens, nun im Kloster geborgen weiß. Aber seltsam ist mir's doch, wie jetzt im langen weißen Gewande lautlosen Schritt eine hohe Gestalt auf mich zutritt, in der ich mit ungewissem Blick den entbehrten Gefährten kaum wiedererkenne. So still ist der Unstete, so fest der Launische geworden. Gleich aber sind wir uns wieder die Alten. Erst sitzen wir lange, Vergangenheit und Zukunft unserer Lebensläufe wehmütig zuversichtlich betrachtend. Dann führt er mich zu den Seinen. Und wieder, wie schon in Beuron, wie noch jüngst in Seckau, muß ich auch hier über die Fülle von entschiedenen Persönlichkeiten, den Reichtum an ausgeprägten, durchgeführten, in sich abgerundeten Gestalten, an ganz eigenen, kompletten, reinen, unverwischten, ungekürzten, unvermischten, selbstgewissen, offenbaren, eingewurzelten und zusammenhängenden Menschen staunen, während draußen einer ja schon froh sein kann, wenn doch nur wenigstens ein Fragment von ihm übrig bleibt, und auch dieses zermürbt, befleckt, verblaßt und sich selber schon fast unkenntlich! Wer sich selber sucht, scheint's, findet sich nie; nur wer sich entsagt, wird sich inne. Denn diese Männer haben sich inne, während

wir anderen von uns besessen sind: das mag klingen, als ob es dasselbe, wenigstens der Wirkung nach, wäre, doch jedenfalls mit dem Unterschied, der zwischen einem Aktivum und einem Passivum ist. Daher auch die Haltung dieser Männer, ihre wesentlichen Gebärden (während wir uns Gebärden umhängen, irgendwelche, geliehene, gestohlene; nur ihre Gebärden könnten wir ihnen mit all unserer Schauspielerei nicht abborgen, weil ihre Gebärden ihnen angewachsen sind, uns aber fehlt eben das, woraus allein die wahre Gebärde wachsen kann), daher auch ihre Demut, die nur hat, wer sich sicher weiß, ihre stille Heiterkeit, deren wir in unserer ewigen Angst um uns nicht fähig sind, und ihre Geduld mit jeder Laune, jeder Unart, ja jeder Sünde des Nächsten, denn nur wer erst sich selber hat, wer sein eigener Meister ist, wer fest steht, kann ungefährdet seine Mitmenschen ertragen. — Ich fand abends zufällig in den Wahlverwandtschaften eine Stelle, die mich in vollem Nachgefühl der Stunden bei den Dominikanern um so stärker traf: „Die angenehmsten Gesellschaften sind die, in welchen eine heitere Ehrerbietung der Glieder gegneinander obwaltet“. Goethe mag dabei an den Münsterer geistlichen Kreis der Fürstin Galitzin gedacht haben, der nach Jahren noch still in ihm nachgewirkt hat, überall sind Spuren (Thema für einen Germanisten, allerdings ein ver-

fängliches, denn dieser Teil Goethes soll ja „Reservat“ sein); es war das einzige Beispiel katholischer Kultur, das ihm auf seinem Weg begegnet ist, und unvergeßlich blieb ihm fortan, was er einmal „die Höflichkeit des Herzens“ nennt. Wer kennt sie heute, wer sonst übt sie noch?

9. Dezember. Heimfahrt. Im Coupé fragen neugierige Steirer einen Wiener um den jungen Kaiser aus, er läßt sich nicht lange bitten und mit offenem Munde horchen sie, was er alles zu erzählen weiß, von der Frische, herzhaften Ungebundenheit und Natürlichkeit des Kaisers und wie schön es ist, daß er sich den alten Dienern seines Oheims so gnädig zeigt, und wie draußen im Felde jeder für ihn schwärmt, auf ihn schwört, und von „der Zita“ und von dem kleinen Kronprinzen, der mit seinen blonden Locken „im Fluge die Herzen der Wiener erobert“ habe. Er bringt dies alles mit dem ganzen Applomb des immer ein bißchen selbstgefälligen Wieners vor, der sich gern hört und stets wie sein Journal spricht, auf das er dabei nach Kräften schimpft. Aber sein Eifer, das Bedürfnis, mit dem Kaiser gewissermaßen zu prahlen, dieser naive Stolz auf den Kaiser, als wär's das persönliche Verdienst eines jeden Oesterreichers, einen solchen Kaiser zu haben, hat etwas Rührendes, und es steckt doch auch ein tiefer Sinn darin, Oesterreich steckt

darin. Die Gewohnheit einfacher Leute, ihre besten Empfindungen sozusagen beim Kaiser zu placieren, ist unsere stärkste Kraft. Da spricht sich ganz unmittelbar aus, was uns zusammenhält. Der Kaiser von Oesterreich, wer und was er auch immer sei, ist uns liebenswert, weil wir ja sonst nichts haben, was alle lieben können. Er ist das einzige, worin sich alle vereinigen. (Dem Denker genügt dazu die Idee, der einfache Mann braucht etwas Sichtbares, Greifbares, und Gott sei Dank, daß der Oesterreicher noch ein einfacher Mann ist und kein Josefiner!) Auf die Person kommt's dabei gar nicht an, nicht das Individuum wird geliebt, sondern der Kaiser, in welcher Person immer. Weil er der Kaiser ist, wird er geliebt. Daß wir einen Kaiser haben, lieben wir. Ja wir lieben ihn desto mehr, je mehr von seiner eigenen Person nichts mehr sichtbar ist, sondern nur noch der Kaiser, je mehr die Person im Kaiser verschwindet, je mehr sie ganz zur bloßen Erscheinung des Kaisers wird, wie das Volk diese braucht. Das versteht man „draußen" so gar nicht. „Mystisch" findet man das. Ja, Oesterreich ist mystisch. Ganz auf Anschauung und Gefühl beruhend, bleibt es für den Verstand inkommensurabel. Deshalb kann man es denen „draußen" auch nicht erklären. Sie haben zum Monarchen ein ganz anderes Verhältnis. Es ist derselbe Unterschied wie zwischen dem pro-

testantischen Pfarrer und dem katholischen Priester. Dem protestantischen Pfarrer wird genau so viel Achtung erwiesen, als seine persönlichen Eigenschaften verdienen, während in unserem Priester nicht die Person, sondern die Weihe verehrt wird, weshalb auch jener sich immer anstrengen muß, etwas Besonderes zu scheinen, diesem aber sein Amt genügen kann. Auch unser Kaiser muß sich nicht erst anstrengen. Indem er Kaiser ist, hat er schon alles, was er braucht. Das Manifest des jungen Kaisers spricht das wunderschön aus: „Als kostbares Erbe meines Vorfahren übernehme ich die Anhänglichkeit und das Vertrauen usw.“ Das ist das Geheimnis: er „übernimmt!“ Es ist ein Schatz da, seit Rudolf von Habsburg her, der Erbe hat nichts erst anzufangen, er übernimmt und bewahrt, was von ihm einst wieder sein Sohn übernimmt. Weshalb der Oesterreicher auch am Kaiser nicht irre werden kann. Er liebt ja nicht den Erben, sondern das Erbe. Man nennt das eine Monarchie. Daher auch des Oesterreichers Freiheit im persönlichen Urteil über den Regenten, die man auch „draußen“ ganz mißversteht. In wahren Monarchien ist es nämlich unnötig, den Kaiser zur Heldengestalt oder Romanfigur zu machen: Er steht als Kaiser so hoch, daß sein persönliches Verdienst, an dieser Würde gemessen, wie groß es sei, gering erscheint, und so mag er Lob und

Tadel lächelnd gewähren lassen, denn kein Lob und kein Tadel erreicht ihn. Seine Majestät kann gar nicht beleidigt werden, und daß wir einen solchen Paragraphen überhaupt haben, ist eigentlich eine ganz unmonarchische Konzession an den Liberalismus. — Die neugierigen Steirer fragen noch immer, der beredte Wiener erzählt unermüdlich. Sie sind doch auch alle sehr froh, jetzt einen jungen Kaiser zu haben. Da fühlen sie sich selber auf einmal wieder ganz jung. Und Wort für Wort trifft ein, was im Elpenor steht:

„Ein alter König drängt die Hoffnungen der Menschen
In ihre Herzen tief zurück
Und fesselt sie dort ein;
Der Anblick aber eines neuen Fürsten
Befreit die lang gebundnen Wünsche.
Im Taumel dringen sie hervor,
Genießen übermäßig, töricht oder klug,
Des schwer entbehrten Atems.“

Salzburg, 14. Dezember. Demission Koerbers. Das innige Behagen unserer Leute, wenn wieder ein fähiger Mann glücklich erledigt ist! Der Nationalverband scheint an politischem Ingenium selbst noch den alten Liberalen über zu sein. Es ist der Fluch der Deutschen in Oesterreich, jeden großen Augenblick zu versäumen. Da wäre jetzt einer, der, mit hohem Sinn benutzt, um alle Völker in der wiedererwachten Empfindung für das Vaterland zu versammeln, den

alten Argwohn gegen den deutschen Stamm, daß er nur immer an sich, niemals ans Ganze denke, für ein Jahrhundert vertilgen und den inneren Zwist auslöschen könnte. Stellt deutsche Kraft jetzt ein gerechtes Oesterreich mit freiem Raum für die Bewegung aller her, so gehört ihr die Zukunft. Aber der Herren einzige Weisheit bleibt: Paragraph 14 mit „Heil Dir im Siegerkranzl" Sie vergessen dabei, was ihnen passieren kann: daß zwar der Paragraph 14 behalten wird, aber gegen sie. Wenn die Deutschen in Oesterreich den großen Augenblick wieder versäumen (wie damals in den siebziger Jahren), muß es ihnen passieren. Denn unser Reich ist stärker als die Willkür eines Teils. — Ergreifend ruft Dostojewsky, beim Anblick des ewigen Streits in seinem Vaterland, einmal aus: Könnten sich denn die Streitenden nicht dabei doch zu gleicher Zeit aber auch lieb haben? Daran muß ich oft denken: Welche von unseren Nationen zuerst die Kraft aufbringen wird, mitten im Streit die andern doch zu gleicher Zeit auch lieb zu haben, der wird keine andern widerstehen. Denn alles haben wir zur schönsten Zukunft, nur ein Tropfen Liebe fehlt uns.

Salzburg, 16. Dezember. Sombarts „Der moderne Kapitalismus" in neuer Auflage (München und Leipzig, Verlag von Duncker und Hum-

blot, 1916, neunhundertundneunzehn Seiten stark). Und wirklich durchaus erneut und wirklich, was er verspricht: eine „historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart.“ Und all mein Verdruß über seine „Helden und Händler“ ist weggewischt, rein steht mir nun seine Gestalt in ihrer überquellenden, fast barokken Lebendigkeit wieder da. Das einzelne Werk ist immer nur ein Augenblick des Verfassers, er selbst suppliert es aus sich selbst, er weiß ja, daß keines ihn je ganz auszusprechen vermag, er weiß, daß er, noch so beredt, immer doch viel mehr von sich verschweigt, als er mitteilen kann, er weiß, daß das einzelne Werk immer nur von einer bedingten Wahrheit ist und immer nur für den seine ganze Wahrheit enthält, der es auf die sämtlichen Werke zu beziehen vermag, ja noch mehr: der es über die sämtlichen Werke hinaus auf ihn selbst, den doch alle zusammen auch noch nicht enthalten können, weil auch alle zusammen doch nur eine Summe von Teilen, niemals aber das in ihnen, durch sie, hinter ihnen wallende, schwellende, flutende Leben des Ganzen ergeben, das ein wirklicher Mensch mit seinem eingeborenen Widerspruch ist, zu beziehen vermag: also bloß für ihn selbst, für den Verfasser selbst, und auch für ihn selbst doch wieder nur in den seltenen Stunden höchster Selbstbesinnung, rein-

ster Selbsterfassung, wo plötzlich aus dem Dunst, in dem wir wandeln, zuweilen unser Inneres hervorbricht und uns mit so fremden Augen anblickt, daß wir vor uns selbst erschrecken. Alte Meister, die längst wissen, daß jedes einzelne Werk von ihnen, insofern es für einen Ausdruck ihrer ganzen Persönlichkeit genommen wird, falsch wirkt, bringen deshalb darin gern selber warnende Zeichen an, der reife Goethe (seit der „Farbenlehre“) verstand sich auf diese hohe Kunst, selbst das eigene Werk in ein ungewisses Licht zu stellen, wozu freilich ein Grad von Entsagung gehört, der nur der höchsten Selbstgenügsamkeit möglich ist, Sombart aber, der sicher auch weiß, daß das einzelne Werk stets zu einer gewissen Unwahrheit verdammt bleibt, ja der darunter sehr zu leiden scheint, sagt nun in einer Art Verzweiflung: Wenn schon, denn schon! Bin ich doch einmal verdammt, mich immer nur bedingt, nur gleichnisweise, nur wie der Dusterer es nennt: „beispielmäßig“ auszusprechen, so will ich dieser Bedingtheit wenigstens vom Herzen fröhnen, der Leser sehe sich selbst vor! Das tut der Leser aber nicht, und schon gar nicht, wenn es ein kleiner Kollege Sombarts ist, so ein richtiger deutscher Professor, zusammengesetzt aus Einerseits und Anderseits, der freilich niemals „übertreibt“ — was denn auch? — er hat ja nichts dazu, er besteht doch bloß aus Untertriebenheit! Jene

Schrift von den „Helden und Händlern“ war auch mir widerlich, sehr, aber der widerlichste Sombart ist doch noch ein Labsal gegen den schalen Geschmack seiner Verächter! Und wer darf es denn wagen, sich mit ihm zu messen? Seit Wagner und Schmoller abgetreten sind, wer denn noch? Wer ist denn überhaupt da, der mitzureden hat? Karl Bücher, Heinrich Dietzel, Josef Redlich, Max Weber, Franz Oppenheimer, Plenge und Schumpeter allenfalls noch — Simmel gehört ja nicht ins Fach. Und? Und? Ich fürchte, daß ich keinen vergessen habe. Gleich dahinter aber gähnt der Abgrund der ewig Leeren in ihrer bodenlosen Selbstgefälligkeit. Auch nur den Plan eines solchen Werkes, wie Sombarts „Moderner Kapitalismus“ ist, zu fassen, auch nur des großen Atems, den schon bloß der Entschluß zu solcher wahrhaft gotischer Verwegenheit verlangt, auch nur des inneren Anlaufs dazu, gar aber der bildenden, der ordnenden, der lenkenden Kraft, um diese bewegte Fülle zu formen, zu beherrschen, zu begeisten, ist keiner von allen, die des „feuilletonistischen“ Sombart in ihrer Hoffart spotten zu dürfen wähnen, fähig. Sie ahnen noch nicht, daß ihre Zeit der Winkelweisheit vorüber ist. Diese neue Zeit, der die Notiz nicht mehr genügen kann, die nach Ergebnissen verlangt, der mit Kenntnissen nicht gedient ist, die nach Erkenntnis drängt, aus der sie

handeln kann, der vor dem tödlichen Buchstaben graut, die den Glauben an den belebenden Geist wiedergefunden hat, diese Zeit voll Ungeduld, vom Wissen endlich wieder zur Wahrheit zu gelangen, diese Zeit, der auferlegt ist, einer wankenden Menschheit wieder festen Grund zu geben, auf dem sie stehen kann, will umfassende, gebietende, verbindende Männer, das Jahrhundert der Kärrner versinkt, wir haben wieder Könige not. Hier ist einer! Es ist endlich wieder einmal ein Buch, das nicht bloß Steine trägt, sondern damit zu bauen unternimmt. Im dreizehnten Jahrhundert (und mir kommt immer mehr und mehr vor, daß unseres gerade dem dreizehnten irgendwie geheimnisvoll verwandt ist, wie das vorige dem sechzehnten, wo sich der Mensch auch schon als völliges Passivum seiner Eindrücke, Passivum der äußeren Welt zu fühlen begann, während wir jetzt wieder den äußeren Eindruck aus unserem Inneren zu befehligen wagen) sind die großen „Summen" geschrieben worden. Eine solche Summe seiner Wissenschaft ist Sombarts Buch. (Besonderes Vergnügen hat mir das 44. Kapitel gemacht, worin „der Raub" als eine „freie Erwerbsart .... bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein in allen europäischen Kulturländern zu den üblichen Formen der Vermögensbildung gehörend" erscheint. Und dann, daß überall die „Ketzer" die Schrittmacher des Kapitalismus ge-

wesen sind, alle Art von Häresien, von Konformismus und mißgläubiger Eigenbrödelei, mit Beihilfe von „Fremden“; Kapitel 60 und 61. So daß also schließlich unser Instinkt recht behält, der doch in der kapitalistischen Kultur überall den Bruch mit allem, was uns eigen ist, die völlige Verneinung unserer Art fühlt. — Ich las eben jetzt Max Webers meisterhaften Aufsatz über „Die protestantische Ethik und den Geist des Kapitalismus“ nach.)

18. Dezember. In der „Neuen Rundschau“ klagt Thomas Mann: „Der deutsche Mensch ist heute kein Taugenichts mehr — o nein.“ Gott sei Dank, daß das endlich einer bemerkt und klagend bemerkt, als einen Verlust, eine Verminderung, Verkürzung, Verarmung der deutschen Art empfindet, als eine Gefahr, die den Deutschen an seiner Seele bedroht, deren mächtiger Ernst erschlafft, wenn ihr dieser leise Zug zum „Taugenichts“ abhanden kommt, der Jean-Paul-Zug, der Eichendorff-Zug, der romantische Zug, der übrigens weit älter als alle Romantik ist, er lauert schon an den Lippen Herrn Walthers von der Vogelweide, der liebe Suso hat ihn auch, so oft ihm Gott wieder einmal „ein kleines Ruhlein“ schenkt, und da zog kein Ritter ins gelobte Land, der sich nicht die Zeit nahm, zuweilen ein herzhafter Taugenichts zu sein —

wir sind, hoch und niedrig, immer ein Volk von Taugenichtsen gewesen, bis wir unsere Unschuld verloren und jetzt auf einmal an irdischer „Tüchtigkeit“ mit den Engländern wetteifern, gerade jetzt! Und Gott sei Dank, daß es Thomas Mann auszusprechen wagt, wahrhaftig kein spaßhafter Schriftsteller, kein Flaneur seiner Kunst, sondern selbst voll „Tüchtigkeit“ in ihr, einer, der nichts leicht nimmt, der sich alles erarbeitet hat, den auch in der Anmut noch seine Würde, selbst wenn er zu scherzen scheint, Gemessenheit niemals verläßt und dessen vaterländischer Sinn seit seiner bis ins Mark preußischen, stockpreußischen, nur preußischen Schrift über „Friedrich den Großen und die Koalition“ doch hoffentlich unverdächtig ist! Aber auch ihm wird jetzt angst vor dieser zähnefletschenden neudeutschen „Tüchtigkeit“, offenbar eben aus Angst um den deutschen Ernst gerade, der ja jenen heimlichen Taugenichts nicht entbehren kann, denn die beiden sind im Grund dasselbe, einer braucht den anderen, der Taugenichts in jedem Deutschen ist nichts als unser deutscher Ernst von der anderen Seite. Des Deutschen Stolz war zur großen Zeit, daß wir das metaphysische Volk sind: wir leben drüben, dort ist unsere Wahrheit und der irdische Teil unserer Existenz gilt uns nur soviel, als sich davon auf den anderen, den verborgenen, den künftigen, der doch allein alles entscheidet, für

den allein wir da sind, beziehen läßt, als Uebung, Prüfung und Vorbereitung. Was in diesem Leben hier sich nicht auf jenes dort beziehen, was sich in der Zeit nicht in Prüfung, Uebung, Vorbereitung zur Ewigkeit oder doch in Gleichnis, Beispiel und Sinnbild der Ewigkeit verwandeln läßt, das taugt nichts und so verhält man sich dazu noch am besten selber als Taugenichts. Wer den Sinn des Lebens kennt, dem ist nichts Irdisches an sich mehr wichtig (und nichts unwichtig, weil er alles ja ins Ewige deuten kann). Der Deutsche, der alte Deutsche, stand auf Erden fest, mit dem Blick zum Himmel. Der Neudeutsche bohrt sich mit der Nase in der Erde ein. Immerzu, wenn's ihm schmeckt! Nur soll er uns nicht vormachen, das sei deutsch. Es ist englisch, Engländer haben zuerst das Evangelium der irdischen „Tüchtigkeit" verkündigt: die Puritaner; und wer jeden nur noch nach seiner Leistung, nach seiner Brauchbarkeit im Irdischen, nach der Arbeit, die er tut, nach dem Nutzen, den er bringt, nach dem Gewinn, den er dem Geschäfte, seinem eigenen oder dem Geschäfte der Nation, trägt, einschätzen will, der äfft englischen Geist nach. Was ein richtiger Engländer ist (es gibt unrichtige genug und von der herrlichsten Unrichtigkeit, aber das sind die elisabethanischen, nur den Handelsmann hat der Puritaner geformt), dem gilt die Arbeit für den Zweck des

Lebens, er schämt sich der Pausen in der Arbeit, er hat ein schlechtes Gewissen, wenn er nichts verdient, wenn er nichts taugt. Deutsch aber ist es in allen großen Zeiten immer gewesen, Arbeit, Geschäft, Erwerb nur bloß als Mittel zu behandeln, den Zweck des menschlichen Lebens aber in seinem geistigen Ertrag zu setzen, in den Ertrag an innerer Reinigung, Entselbstung, Heiligung. In allen großen Zeiten hat unser deutsches Volk nach Tugend gestrebt. Irdische „Tüchtigkeit“ wäre ihm doch ein gar zu kärglicher Ersatz dafür, und das modische Schlagwort von der „Ertüchtigung“ wird der wahrhaft Deutsche nur eingeschränkt gelten lassen, nur soweit, als Ertüchtigung einem auch zu sittlicher Vervollkommnung hilft. Weil aber davon bisher noch kein Beispiel bekannt worden ist, wollen wir uns dieser stockenglischen „Verklärung des Geschäftsmenschen“ (das Wort ist von Max Weber) doch lieber nach Kräften zu erwehren trachten und, schon als gutes Gegengift, nach alter deutscher Art den Taugenichts in Ehren halten, für den immer Sonntag ist, mit welcher inneren Einstellung des Gemüts einer ja vielleicht niemals ein Rentner wird, aber vielleicht eher als manch ein Rentner hoffen darf, daß sich Gott seiner erbarmt. Gar aber wir Oesterreicher, die doch allem Anschein nach die Natur wirklich nicht zur „Ertüchtigung“ be-

stimmt haben kann, sie hätte sonst ihre Sache nicht sehr gescheit gemacht, sind nicht klug, wenn wir jetzt auf einmal den Ehrgeiz haben, geschäftlich „stramm und straff“ zu tun. Es steht uns nicht, niemand glaubt's uns und wir gefährden bloß unsere besten Eigenschaften damit: den holden Leichtsinn, den sanften Walzerschritt, den Hauch von Musik, den unser Leben hat, worin zwar Bankmenschen nicht sehr gedeihen, aber haben wir ihrer nicht so schon mehr als genug? Könnten wir uns doch angewöhnen, unserer eigenen Art zu trauen, uns doch abgewöhnen, Affen fremder Art zu sein! Selbst wenn uns das „Stramme“, das „Straffe“, dem wir schon leiblich widerstreben, dennoch wirklich gelänge, was hätten wir; wer hätte was davon? Für das „Stramme“, das „Straffe“, wird von den andern schon ausgiebig vorgesorgt. Wer aber wird in der Welt für Anmut, Zartsinn und Wohllaut vorsorgen, wenn auch wir noch umlernen?

21. Dezember. Ministerium Clam-Martinic. Eine Ueberraschung, fast eine Verheißung. Noch nicht das „Ministerium der großen Männer,“ das Schwärmer träumen, aber doch immerhin ein Ministerium guter Männer, denen man österreichischen Sinn, Gefühl der Verantwortung, vielleicht sogar das Gefühl, eine Sendung zu haben, und jedenfalls Ernst, Richtung

und Ziel zutraut. Und auch ein Ministerium reiner Männer. Keiner von ihnen hat es ja eigentlich nötig. Jeder ist schon selbst wer und bleibt, was er ist, auch wenn er morgen wieder geht. Keiner macht den Eindruck, sich dazu gedrängt zu haben, keiner den Eindruck, bloß dazu befohlen worden zu sein. Sie mögen wohl eher im stillen gebetet haben wie Moses: „Herr schicke meinen Bruder Aaron!“ Daran erkennt man, die berufen sind. Wer berufen ist, hat Angst, wenn seine Stunde schlägt, denn er weiß, welches Opfer sie von ihm verlangt: das Opfer seiner Person um seiner Sache willen. Noch höher steht freilich der, dem seine Sache zur persönlichen Angelegenheit geworden ist, der zwischen Person und Sache gar nicht mehr unterscheiden kann, gar nicht mehr erst wählen muß zwischen persönlicher Neigung und sachlicher Pflicht, weil in ihm die Leidenschaft für die Sache jeden eigenen Anspruch der Person aufgezehrt hat. So hoch steht unter ihnen vielleicht Clam allein. Vielleicht.

Er stammt aus einer Region, wo man zum Oesterreicher geboren wird. Man ist dort Oesterreicher nicht vom Verstande her, nicht aus Ueberlegung, nicht faute de mieux, man ist nicht ein erworbener Oesterreicher, nicht ein Oesterreicher aus Wahl. Man bringt dort den Oesterreicher schon mit zur Welt, er ist das erste, was

in einem da ist; alles andere setzt sich dann erst allmählich an. Das haben bei uns in solcher Reinheit nur noch die Bauern und der Adel. Städtern wird es schwerer, Oesterreicher aus erster Hand zu sein; der Städter hat sich ja fast immer erst, noch immer, von einem heimlichen Josefiner in seiner Brust loszusagen, und so bringt er es oft bloß zum Begriffe Oesterreichs. Jenen aber ist Oesterreich Anschauung und Gefühl. Sie müssen sich nicht erst bemühen, es verstehen zu lernen, sie haben es unmittelbar, sie sehen es mit Augen, sie hören es mit Ohren bei jedem Schritt von kleinauf, das Kind blickt bloß um sich und atmet schon Oesterreich ein, es kommt dann bloß darauf an, daß ihm sein angeborener und mit ihm aufgewachsener Instinkt für Oesterreich nicht später einmal durch falsche Reflexion verdorben wird. Bleibt ein solcher triebhafter Oesterreicher davor bewahrt und hat er dazu gar auch noch die Geisteskraft, den glücklichen Instinkt dann unversehrt allmählich zur Selbstbesinnung zu geleiten, ins Bewußte empor zu heben und also was ihn bisher in Anfällen als bloßer Affekt gelenkt hat, sich zu, wie die Psychologen das nennen, konstanten Motiven, die nun jederzeit in Bereitschaft stehen, auszubilden (wofür das schönste Beispiel jener Graf Stadion ist, dem wir unsere Gemeindeordnung verdanken, das gesündeste, stärkste, le-

bendigste Stück unserer Verwaltung), dann ergibt das eins von jenen Prachtexemplaren österreichischer Menschheit, die gar nicht so selten sind, aber freilich sich öffentlich fast niemals zeigen wollen, aus einer gewissen Wehleidigkeit, an der überhaupt der anständige Mensch bei uns krankt, aus einer wunderschönen Scham oder aber auch in dem Aberglauben, nur der Politiker von Fach, also der Kommersredner, Advokat oder Geschäftsmann, sei befugt, mitzureden oder gar mitzutun. Solchen richtig gehenden Oesterreichern ist natürlich auch die Frage nach der Nation, zu der sie sich „bekennen", unausstehlich, weil sie ihnen ganz unverständlich ist: sie bekennen sich zu Oesterreich. Was gibt's da denn noch erst lange zu fragen, da dieses Oesterreich der rechten Oesterreicher ja jeder seiner Nationen die gleichen Pflichten stellt, jeder die gleichen Rechte gibt? Dagegen schreit freilich die Bierbank auf: Eine muß doch herrschen! Aber das ist von allen unseren politischen Lügen die dümmste. Nein! Keine darf herrschen, sondern alle sollen einander dienen, jede nach der ihr von Gott zugemessenen Eigenart, Kraft und inneren Herrlichkeit, jede wetteifernd mit allen an Hingebung, Selbstaufopferung und Entsagung, jede stolz auf ihre Verschiedenheit, Eigenheit, Besonderheit, aber doch nur, weil sie ja gerade durch diese Verschiedenheit, Eigenheit, Beson-

derheit erst fähig wird, den anderen etwas darzubringen, was nur sie hat, was alle nur von ihr haben können, wozu freilich, damit sie das kann, damit sie dienen kann, damit jede sich allen aufopfern kann, gehört, als notwendige Bedingung dieser freudigen Hingebung aller an alle zum völligen Ineinander und Füreinander (statt des Durcheinanders der Bierbankverbändler) gehört, daß jede zunächst aber auch in der ihr eigenen Verschiedenheit vor allen gesichert, daß sie vor jeder Vermischung, jeder Vermischung ihrer Eigenart beschützt, daß ihr Recht auf Persönlichkeit, innere Freiheit und Selbstgewißheit geheiligt sei, denn nimmt man ihr, was sie von den anderen unterscheidet, was nur sie hat, was alle nur von ihr haben können, womit soll sie dann dienen, was soll sie dann aufopfern, woran soll sie dann ihre Liebeskraft zeigen? Oesterreich ist so wunderschön durch seine Fülle von Stimmen und den unvergeßlichen Klang einer jeden! Aber auf der Maultrommel irgend eines Nationalismus läßt sich die Symphonie Oesterreich nicht spielen. Jedes Gelüst einer einzelnen Nation nach Herrschaft über die andere, der alberne Wahn irgendeiner, besser zu sein, mehr zu können, mehr zu dürfen als andere, der Anspruch auf irgendein Vorrecht vor irgendeiner anderen ist Sünde wider den österreichischen Geist! Nein! Keine darf herrschen, alle sollen einander dienen. Aber

eine kann lenken. Es ist möglich, daß bei gleichen Rechten, bei gleicher Freiheit, bei gleicher innerer Sicherheit aller es doch einer gelingt, die anderen zu lenken. Es kann auch keiner der Ehrgeiz verwehrt werden, daß ihr das gelinge. Welcher wird es gelingen? Der, die den anderen am besten zu dienen weiß, indem sie sich selber am freudigsten aufopfert! Die hätte von allen den Sinn Oesterreichs, das ein großes Opfern ist, am tiefsten erkannt, am reichsten erfüllt. Die wäre die österreichischeste von allen Nationen Oesterreichs, die könnte lenken. Das scheint einst manchen Altösterreichern als der Beruf der österreichischen Deutschen vorgeschwebt zu haben: diese sollte die Staatsnation sein, die sich entsagt, die nichts für sich, sondern mit ihrer ganzen Kraft nur immer dienen, allen dienen will, die sich dem Vaterland zum Opfer bringt. Lang, lang ist's her!

Ich kenne C. nicht, ich kann mich täuschen. Vielleicht ist das alles bloß ins Blaue phantasiert. Doch heißt es, daß er das Vertrauen Franz Ferdinands hatte. Daher meine Hoffnung auf ihn. Denn das ist mir ein Axiom, daß, um Oesterreich wieder seinen vollen Sinn und damit erst die ganze Macht zu geben, deren es fähig ist, das Testament Franz Ferdinands vollstreckt werden muß. Ich muß hoffen, ich kann nicht anders, ich bin ein Hoffender. Glaube,

Hoffnung und Liebe, wenn ich die nicht hätte, mir verging der Atem und ich könnte mich des lieben Lichts und des holden Lebens nicht mehr freuen ohne sie.

Nun hat er Urban zur Seite, den klügsten Deutschen Böhmens, das Unikum eines Europäers unter ihnen, einen rechtlich gesinnten, frei denkenden, weit blickenden Mann, der sich unter den blinden Schreiern einen stillen Blick für die Wirklichkeit, auch wenn sie einmal just nicht ins Parteiprogramm paßt, bewahrt hat und wenn er es auch nicht sagen darf, vermutlich weiß, daß der alte Mattusch und Graf Schönborn Böhmen besser verstehen und bessere Oesterreicher sind, als man im Kasino zugibt, was auch Baernreither bestätigen wird, auf dessen ehrwürdiger Gestalt ja noch ein leiser Abglanz jener altösterreichischen Weisheit ruht; es sind vielleicht die beiden einzigen Deutschen in Böhmen, die noch Sinn für das Ganze des Vaterlandes und noch einen Rest von Erinnerung haben, daß es immer der Ehrgeiz der Deutschen war (der echten, nicht der Professionisten), allen Völkern Verständnis und Gerechtigkeit zu bringen. Und er hat auch Baron Handel bei sich, der nicht bloß die Fragen der Verwaltung, sondern auch Dalmatien aus lebendiger Anschauung kennt und dieses arme Land versteht und weiß, was es uns werden könnte. Und alle Drei sind kultivierte,

reife, in sich zusammenhängende Menschen, die sich an feste Begriffe vom Erlaubten, Rechten und Notwendigen gebunden fühlen und nicht, wenn der Wind umschlägt, gleich auch anders können. Es ist ein Ministerium, das reine Luft hat. Warum soll ich also nicht hoffen? Warum sollen wir nicht hoffen? Dieser Krieg, der eine so seltsame Kraft hat, alles klar zu stellen, nichts vertuscht zu lassen, die Wahrheit an den Tag zu bringen, versteht sich auch auf das Geschäft der Auslese, seinen harten Anforderungen hält überall nur der Stärkste stand, die Halben, die Schwanken, die von allem etwas, aber nichts ganz wollen, fegt er überall weg, er hat in allen Ländern schließlich doch die Männer emporgebracht, die den wahren Sinn (der ja den anderen, von außen gesehen, an fremden Bedürfnissen gemessen, für trügerisch gelten mag, ihnen selbst aber die für sie, wie sie nun einmal sind, notwendige Wahrheit ist), die höchste Tatkraft und das innere Ziel der ganzen Gemeinschaft in sich versammeln. Vielleicht ist die Reihe nun auch an uns! Incipit vita nova. Vielleicht.

26. Dezember. Während ich die Zeitungen durchsehe, sagt „es“ auf einmal ganz laut in mir: „Jetzt geschieht der Friede!“ Ich weiß nicht, ob „es“ recht behalten wird, aber das weiß ich, daß es den richtigen Ausdruck gebraucht, daß

wir in der Tat den Frieden erst haben werden,
wenn er „geschieht“. Man kann nicht Frieden
„machen“, er muß „geschehen“. Ueber Nacht
wird er eines Tages ausgebrochen sein, wie da-
mals der Krieg. Er wird geschehen, auch wenn
ihn niemand will, wie damals der Krieg ge-
schah, den auch niemand wollte. Alle Geschichte
„geschieht“; es sieht nur aus, als würde sie „ge-
tan“. Sie geschieht in einer unendlichen Reihe
von Taten, aber nicht als ihre Folge, nicht als
ihre Wirkung, nicht als ihr Ergebnis, sondern
man kann höchstens sagen, daß sie sich mit einem
Gefolge, in einem Aufzuge von Taten zeigt. Und
sie bedient sich menschlicher Taten, aber Macht
haben diese so wenig auf sie als der Einzelne
auf sein Schicksal. Dies ist nämlich auch nur ein
(vielleicht manchen heilsamer, ja zuweilen un-
entbehrlicher) Selbstbetrug. Nein, ich bin es nicht,
der mein Schicksal schafft, sondern mein Schick-
sal wird, wie schon das Wort selbst sagt, mir
geschickt, fertig ins Haus geschickt, ob ich will
oder nicht, und das Höchste, was ich mir er-
flehen kann, mir vielleicht aus eigener Kraft er-
ringen kann, ist, an meinem Schicksal mitzu-
schaffen, es mir zu formen und mich ihm einzu-
prägen. Fatalismus? Nein. Denn das schaltet ja
meine Tat keineswegs aus, und auch meine
Schuld oder mein Verdienst, auch meine Verant-
wortung nicht. Es setzt nur mein Tun richtig ein

und weist ihm seinen Platz an: mein Tun gilt genau soviel, als es zum Werkzeug des Schicksals taugt. Mein Schicksal geschieht, es geschieht, ob ich will oder nicht, es geschieht auf jeden Fall, der Unterschied ist nur, ob es mir angetan oder von mir mitgetan wird: es kann ohne mich oder es kann mit mir oder es kann gegen mich geschehen, ich kann durch meine Tat Ja sagen zum Schicksal oder aber Nein sagen zum Schicksal, aber schließlich auch nichts sagen zum Schicksal, und dadurch allein erhält meine Tat erst ihren Wert, den der Grad bestimmt, in dem sie schicksalhaft ist. Recht tun heißt, sein Schicksal erkennend oder erfühlend oder ertastend inne werden und ihm dann den eigenen Willen unterordnen, aber nicht allein etwa so, daß man es bloß erleide (das sind die Schlimmsten, das sind die Lauen, die Dante in den tiefsten Schlund der Hölle setzt), sondern handelnd, zustimmend durch die Tat und gern, wär's auch um den Preis des eigenen Glücks, freudig sich selbst überwindend mit der eigenen Tat. Recht tut, wer unverzagt den Willen Gottes in Entsagung tut, wer am Willen Gottes mittut, wessen Tat einwilligt in den Willen Gottes. — Bismarck ging einmal mit John Lotrop Motley, seinem Jugendfreund aus der Göttinger Zeit, in Varzin spazieren, 1872, auf der Höhe von Macht und Ruhm, und der Amerikaner, die Gegenwart des

„größten lebenden Mannes“ stark empfindend, mochte sich in gar zu lauter Bewunderung ergehen, da fuhr ihn Bismarck an: Niemand sei wirklich groß, Niemand mächtig, Niemand könne den Ereignissen gebieten, und er müsse darüber lachen, wenn er sich preisen höre als weise, vorhersehend, und als übe er großen Einfluß auf die Welt. Ein Mann in seiner Lage wäre genötigt — während Unbeteiligte zum Beispiel überlegten, ob es morgen regnete oder die Sonne schiene — prompt zu entscheiden: es wird regnen oder es wird schön Wetter sein, und so seiner Entscheidung gemäß mit allen Kräften zu handeln. Wenn er recht geraten hatte, dann rief alle Welt: welcher Scharfsinn, welche Prophetengabe! Wenn falsch, dann hätten alle alten Weiber mit Besenstielen nach ihm geschlagen. Wenn er nichts weiter gelernt hätte, sagte er, so hätte er Bescheidenheit gelernt. Er vergaß dabei nur freilich, daß sich zwar niemand anmaßen darf, das Wetter richtig erraten zu können, daß aber schließlich der irdische Wert unserer Taten, daß unsere Geltung in dieser Welt doch nur davon abhängt, ob wir's erraten. Wenn wir's nicht erraten, haben wir vertan und jenes Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni ist ein karger Trost, die Menschheit hält's lieber mit den Göttern als mit diesem Erzpedanten Cato. Der Erfolg beweist nichts,

er ist auch sittlich gleichgültig, aber haben muß man ihn. Wer hier auf Erden wirken will, muß ihn haben. Und im Innersten sind wir ja doch auch alle tief bei uns gewiß, daß, wenn wir nur, auf unser Gewissen horchend, den eigenen Sinn aufopfernd, nicht unsere Lust, sondern um unsere Pflicht suchend, das, was wir für Recht erkennen, tun, und nicht nachlassen, im festen Vertrauen auf Gottes Gnade, daß wir dann auch das Wetter schon erraten werden. Gerade Bismarck ist selbst das beste Beispiel dafür. Er hatte das unerschütterliche Vertrauen zur Gnade Gottes. An Johanna schreibt er einmal: „Die Gnade Gottes wird meine Seele nicht fahren lassen, die Er einmal angerührt hat." Und wieder nach dem dänischen Frieden: „Gott wolle uns ferner in Gnaden geleiten und uns nicht der eigenen Blindheit überlassen. Das lernt sich in diesem Gewerbe recht, daß man so klug sein kann wie die Klugen dieser Welt und doch jederzeit in die nächste Minute geht wie ein Kind ins Dunkle." Und an Roon, in der schlimmsten Zeit, als er ganz allein stand und selbst der getreue König zu wanken schien: „Ohne Gottes Wunder ist das Spiel verloren." Er hätte sich auch nicht durchtrotzen können ohne diesen stichfesten Glauben an Gottes Gnade, an Gottes Wunder. Im übrigen aber hielt er sich an „das Fühlhorn seines Gewissens" und an die nächste,

von Gott ihm zugewiesene Pflicht, der Diener seines königlichen Herrn zu sein, ohne sich weiter viel mit großen Ideen, mit weltbewegenden Plänen und überhaupt auf die Zukunft einzulassen, zufrieden mit sich, wenn er der Forderung von heute genügte und allenfalls auch noch hoffen durfte, den Wind von morgen abzufangen. Es gibt zwei Arten von Politikern: die einen wollen das Wetter machen, die andern verstehen sich nach dem Wetter zu richten, um es für sich zu benutzen. Von diesen war Bismarck. Mit jenen sind wir in Oesterreich gesegnet. Wie sie sich Oesterreich denken, so wollen sie's haben. Wie sie's aufs Papier setzen, so soll es sein. Daß es lange vor ihnen schon war und daß nichts, was ist, jemals etwas werden kann, was es nicht, der Kraft nach, von Anbeginn schon enthält, daß nichts, was wird, aufs Kommando, daß alles nur nach seinem eigenen eingeborenen Gesetz wird und daß alle Kunst der Politik allein darin besteht, dieses Gesetz zu belauschen, um so dem, was wird, bei seiner Geburt zu helfen, das wissen sie nicht. Sie glauben, daß man einen Staat „erlassen" kann. Sie glauben, was in den Akten ist, sei damit auch schon in der Welt. Und wundern sich, wenn dann bloß ein Paragraph zur Welt kommt. Seit Kaiser Josef ist unsere ganze Geschichte ein ewiger Kampf zwischen dem papierenen Oesterreich und dem wirklichen. Und es ist unheimlich, welche

Macht doch Papier haben kann, wie Papier doch die Wirklichkeit hemmen kann, wenn auch vergeblich. Und die Verwirrung wächst noch dadurch, daß in allen unseren Parteien, in allen, papierene unter den wirklichen Oesterreichern sitzen. Der erste Schritt wäre die reine Scheidung der Geister: hier Papier, dort Wirklichkeit. Und die sich zu dieser, die sich zum geschichtlichen, zum lebendigen Oesterreich, die sich zu der von unserer Vergangenheit gebotenen Zukunft bekennen, müßten alles vergessen, was sie sonst etwa trennt, und zusammenstehen, um das Testament Franz Ferdinands zu vollstrecken.

27. Dezember. Der Bauer heißt in Rußland „Krastjanin", das ist die alte Form für Christianin, soviel als Christ. Und Dostojewsky, der dies erwähnt, setzt hinzu: „Das ist nicht ein leeres Wort, sondern es liegt eine Idee darin, die seine ganze Zukunft ausfüllen wird." Ich denke: nicht bloß in Rußland, sondern auch bei uns und überall in Europa. Ueberall ist der Bauer der Christ. Und überall heischt die Notwehr, den Christen wieder einzusetzen. Das ist kein Rat oder Wunsch, es ist einfach der Ausspruch der Notwendigkeit selbst. Wir haben gar nicht die Wahl. Der Christ wird wieder eingesetzt. Ob wir wollen oder nicht, ist nicht wichtiger, als wenn sich

jemand gegen die Jahreszeiten wehren und der Wiederkehr des Frühlings widersetzen wollte.

29. Dezember. Wer älter wird, staunt doch mit jedem Tage wieder, wie schlecht der Mensch ist. Auch die stärksten Vorstellungen, die man sich von der menschlichen Bosheit nach schlimmen Erfahrungen etwa macht, werden immer noch wieder überboten. Kant hat recht, der einmal sagt, daß im Menschen „bloß Keime zum Guten liegen", und auch dies noch im selben Atem schon wieder halb zurücknimmt, indem er es eine „heroische Meinung" nennt, „vermutlich nur eine gutmütige Voraussetzung der Moralisten ... um zum unverdrossenen Anbau des Guten anzutreiben." Erstaunlicher als des Menschen Begabung zur Verworfenheit ist nur noch seine Kraft zum Guten, besonders wenn sie zuweilen an eben denselben Menschen erscheint, deren Bosheit uns eben noch erschreckt hat. Denn wie Zeichen ganz unglaublicher, teuflischer Tücke, so begegnen wir auch auf Schritt und Tritt Zügen himmlischer Liebe, Selbstaufopferung und Geduld, die sich, wie es scheint, ganz gut miteinander vertragen und oft ungestört zusammen hausen. Es gibt kaum einen guten Menschen, dessen Niedertracht uns nicht zuweilen verblüfft, und kaum einen bösen, der uns nicht durch Anfälle von Güte wieder mit sich aussöhnt; der

Mensch ist wirklich zu allem fähig. Und wir können noch von Glück sagen, daß wir uns selber so wenig kennen. Wer hielte seinen eigenen Anblick aus? „Niemand weiß, ob er der Liebe oder des Hasses würdig ist," sagt der Prediger, und „darum, heißt's an die Korinther, richtet nicht vor der Zeit, ehe der Herr kommt, der die Absichten der Herzen offenbaren wird, und dann wird einem jeden sein Lob werden vor Gott." Das sollten auch die Völker bedenken, statt immer an sich bloß das Gute, an den Anderen bloß das Böse zu sehen.

30. Dezember. Kehraus. Versuch, den Schreibtisch abzuräumen. Da türmt sich Buch auf Buch. Die einen, kaum angebrochen, gleich ungeduldig wieder weggelegt für eine bessere Stunde, die anderen, schon gelesen, aufgespart für ein zweites, ein drittes Mal, aber dann ach! in der ewigen Hast vergessen unter dem Zudrang neuer, wieder nur eilig angestochener, wieder jene Stunde der stillen Besinnung, die nie kommt, ersehnender, aber selbst dann auch bald wieder im neuesten Einzug begrabener Reihen. Aber indem ich sie mir vom Halse zu schaffen gedenke, halten sie mich fest, der Tag entflieht und wieder ein Jahr versinkt! Hier des Inselverlags schöne Ausgabe der Werke Heinrich v. Steins, der hellsten Erscheinung meiner Berliner

Studentenzeit — soviel Licht ging von ihm aus, daß mir noch jetzt, wenn ich in Berlin bin, der kleine Garten vor der Universität, dort zwischen den beiden Humboldts, wo mein Blick zum erstenmal sein unvergeßliches Auge traf, bei der bloßen Erinnerung immer wieder plötzlich ganz in Glanz getaucht scheint; ich entsinne mich nur noch eines einzigen Mannes, der auch durch seine bloße Gegenwart unmittelbar schon soviel Verheißung enthielt, das war Moritz v. Egidy. Neben Stein „Die Heilige und ihr Narr“ von Agnes Günther, bei Steinkopf in Stuttgart, ein Buch, das man vielleicht erst in der apokalyptischen Zeit nach dem Kriege ganz verstehen wird, denn es stellt dar, wie die Toten aus der Ferne versunkener Zeiten her in uns fortleben, in uns wiederkehren und ihre Lust, ihre Pein in uns verewigen und niemals ist die gespenstische Gegenwart der Vergangenheit in den Gedanken, die wir zu denken, in den Gefühlen, die wir zu fühlen, in den Werken, die wir zu wirken glauben, und die doch gar nicht unser, die nur ein Nachklang längst verstorbener Wünsche, noch unerlöster Begierden, auf Erden zurückgebliebener, ruheloser Triebe sind, niemals ist diese Besessenheit des Enkels vom Ahnen, der Zeit von der Ewigkeit, das tiefste Geheimnis unseres Blutes, mit solcher Unschuld, mit einer solchen grauenhaften Selbstverständlichkeit geschildert worden,

im Märchenton. Unter den Heiligen aber Hans Gräf, der idealste aller Goethe-Philologen, für den allen anderen ihre Sünden vergeben seien, mit dem Schlußband seines unentbehrlichen „Goethe über seine Dichtungen“ und dem herrlichen Briefwechsel mit der Vulpius, beide bei Rüthen und Löning in Frankfurt; und das artige Büchl von Etta Federn über Christiane, im Delphinverlag — wir lernen endlich Christianen verstehen, die doch die gesündeste, natürlichste, würzigste, herzhafteste wie leibhaftigste, seiner Mutter würdigste, goethischeste von allen Frauen Goethes war, dem es auch gar nicht ähnlich sieht, daß er just in der Hauptsache des Lebens, nachdem er es sich doch wirklich lange genug überlegt, eine Dummheit gemacht hätte. Dann ein Stoß von Bilderbüchern: das des Obersten Veltze von der Isonzofront — o mein geliebtestes Dalmatien, österreichischestes von allen Ländern Oesterreichs, das allein Oesterreichs tiefsten Sinn erfüllt, denn hier sind zwei blutsfremde, wesensfeinde Völker wirklich eins an Gestalt, aus dem Hasse des Slawen gegen den Welschen ist hier eine gemeinsame Kultur geworden! Und die wunderschönen des Verlags Anton Schroll (da geht uns vielleicht endlich der alte Wunsch eines österreichischen Verlags in Erfüllung!), der Hermine Kloeter „Häuser und Menschen von Wien,“ Richard Smekals „Das alte Burgtheater“ und

Leo Planiscigs „Denkmale der Kunst in den südlichen Kriegsgebieten“ (auch wieder vom Isonzo durch Istrien nach Dalmatien, im Frieden kümmerten wir uns um sie nicht, erst der Krieg hat uns zur Entdeckung Oesterreichs geführt). Und darunter quer das Buch von Charmatz über Bruck — ich ärgere mich hochachtungsvollst: so viel Material zu nichts, so viel Fleiß, der unbeseelt bleibt, und aus allen diesen Zügen wird doch kein Gesicht, Bruck fehlt in diesem Buch über Bruck, er selbst, dem es zum tragischen Verhängnis wurde, daß er, nach Oesterreich versprengt, doch immer ein Unösterreicher blieb, ein Pfahl in unserem Fleisch, notwendig unverstanden, weil er uns nicht verstand, ein Abenteurer in unserer Welt, dieser erste Bote des heutigen „Betriebs“, dem unsere angestammte Art widerstand, widersteht und immer widerstehen wird, dieser Vorfahre des Erwerbsdeutschen, des Munitionsdeutschen, des Machtdeutschen, während unseren gelinderen Händen anvertraut ist, den deutschen Besitz an Geist, an schöner Gestalt, an Glanz blühend zu bewahren! Und dann die dicken Bände Brentanos in der großen Ausgabe von Georg Müller, neun sind's bisher. Endlich werden wir dann den ganzen Brentano haben — seit Wochen schreib ich (aber leider immer nur im Kopfe, wenn ich auf den Gaisberg gehe) einen langmächtigen Brief an Litzmann — o weh,

der zweite Band seines prachtvollen Wildenbruch liegt auch noch immer da! (ihm dank ich's, daß ich, gewissermaßen hinten herum, doch noch ein Verhältnis zu Wildenbruch fand, mein Vergnügen an der Begeisterung des Biographen sprang auf seinen Gegenstand zurück und ich sagte mir, einen solchen Freund hat man nicht unverdient) oder auch an Oskar Walzel, an irgendeinen Germanisten, dem ich zutraue, mich anzuhören, wenn ich einmal all meinen bitteren Zorn und bösen Groll ausschütte, von dem mir das Herz schwillt: es heißt doch, wir hätten jetzt eine neue Romantik, sie soll die nächste geistige Mode sein, aber aus dem Gefasel und Gefackel wird niemand klug, solange wir uns nicht einigen, was im Grunde denn eigentlich Romantik ist! Christoph Flaskamp hat (in einer bei J. Schnell zu Warendorf in Westfalen erschienenen Schrift) das Romantische definiert als „ein Zuwidersprechen und ein Zuwiderhandeln gegen den Materialismus, gegen die nüchterne Wirklichkeitsansicht, der Mensch und Natur als rein aus sich, rein an und für sich selbst, ohne übersinnliche und übernatürliche Beziehungen da zu sein scheinen." Der bloßen Wirklichkeit fehlt es zur vollen Wahrheit an Idee, der Idee wieder an Wirklichkeit; erst wo beide sich begegnen, Idee sinnlich wird und Sinnlichkeit zur Erscheinung der Idee, haben wir die Wahrheit. Die Flucht des Ro-

mantikers vor der Wirklichkeit ist eine Flucht in die Wahrheit, eine Flucht aus dem Augenblick zur Ewigkeit. Oder noch genauer: es ist der Moment dieser Flucht, der Schritt von der Wirklichkeit zur Idee, wenn der Schreitende den einen Fuß noch in der Wirklichkeit hat, aber den anderen schon hinüber setzt, zur Idee hinüber. Sie ist die Bewegung von der Wirklichkeit zur Idee, eine Bewegung vom Naiven zum Sentimentalischen, in der dieser Gegensatz aufgehoben wird. Gerade dort, wo er eben aufgehoben ist, in dieser Senkung oder Schwebung entsteht die Romantik, und ob es gelingt, so zwischen Hebung und Senkung in dieser Schwebung zu bleiben, still um sich selber kreisend, gleich stark angezogen, von jedem der beiden Gegensätze, von der Idee wie von der Wirklichkeit, das ist recht eigentlich das Problem aller Romantik. Romantisch ist, wer sich von jeder Erscheinung aus auf den Weg zu Gott macht. Auf diesem Wege sein, schon von der Erscheinung weggegangen, aber noch bei Gott nicht angekommen oder aber auch von Gott eben wieder zurückkehrend zur Erscheinung, ist Romantik. Die Wahlverwandtschaften und die Wanderjahre. Ueberhaupt Goethe seit Schillers Tod; die Berührung mit Schiller hat ihn romantisiert, wie denn gleich ihr erstes Gespräch, in Jena über Erfahrung und Idee, das rechte Vorgespräch aller Romantik und seine Far-

benlehre ein romantisches Programm ist. Es folgen dann die beiden Schlegel, Tieck, Brentano, Görres und Eichendorf (Novalis bleibt an der Schwelle). Und jetzt beginnt mein Beschwerdebrief an Litzmann oder Walzel, denn jetzt frag' ich: Warum existiert die deutsche Romantik für unsere Wissenschaft nicht, trotzdem noch immer nicht? Was hat unsere Wissenschaft gegen sie? Ja geht denn das überhaupt, daß Wissenschaft, die berühmte, voraussetzungslose Wissenschaft, Begünstigungen oder Abneigungen kennt? Warum bevorzugt sie Grabbe vor Görres, der doch schon einen ganz anderen Umfang und so viel mehr Kraft, Grund, Flug, Weite, Tiefe, Breite, Feuer und Atem, aber noch immer keine wissenschaftliche, mit allem gelehrten Apparat versehene, unseren Gewohnheiten entsprechende Ausgabe hat? Warum ist ihr Hebbel wichtiger als Brentano, dieser Problematischeste von allen deutschen Dichtern? An ihm ist alles Problem, er ist selber ganz Problem und jedes seiner Werke, gar aber das Gebiet der Katharina Emmerich, steckt von Problemen so voll, genug, um zwei Generationen von Germanisten in Atem zu halten, und drei von Psychologen dazu! Warum also, sagt mir doch, ihr verehrten Geheimräte, warum?

31. Dezember. Nein, ich blicke lieber nicht auf 1916 zurück, denn wenn ich erst anfange,

Gott zu danken, ich fürchte, bis ich alles aufgezählt hätte, was ich ihm 1916 zu danken habe, wäre 1917 indessen schon wieder vorbei!

1. Januar. Et a te numquam separari permittas! — Weder polemisch noch konziliatorisch, sondern individuell und positiv. — Und wenn mir jenes Gebet und dieses Gebot erfüllt wird und ich mir dann nur auch noch den Wahn, es müßte mir wohl ergehen, abgewöhne, dann kann ich gewiß sein, im Rechten und Reinen und stark zu werden.

2. Januar. Im Theater. Meine Frau versucht die Klytemnästra zum erstenmal allein, ohne Richard Strauß. Sie kann's wagen, weil sie die Musik ja selber mitbringt; sie gehört zu den Menschen, die, wie's im Kaufmann von Venedig heißt, Musik haben in sich selbst. Und sie lernt jetzt auch schon ihre innere Musik sozusagen instrumentieren. Und während ich so sitze, längst des Sausens und Surrens eines überfüllten, in Erwartung rauschenden Hauses entwöhnt, schwebt ein Zug alter, halbvergessener Bilder, ein wahres Kino von Erinnerungen an meinem inneren Auge vorüber: Das liebe Zimmer in Rodaun bei Hofmannsthal, der mir die Elektra vorliest; dann der spöttisch saftige Mund Otto Brahms, der mich fragt: „Was will der Hugo

mit der neuen Elektra? Wozu? Die alte war noch ganz gut!“ Und ich sehe mich bei den ersten Proben in der Enge des Kleinen Theaters, das Reinhardt Unter den Linden über Nacht improvisiert hat, und sehe die blutjunge Luzie Höflich, auf einem Stuhl, mit bitterbösem Gesicht in ihre Rolle vertieft, eine große dicke Zigarre dampfend. Und dann, am Abend der Uraufführung als Orest durchs dunkle Tor fort ist, den Panthertritt der Eysoldt, den man in hundert Jahren noch hören wird, denn Strauß hat ihn eingefangen und für alle Zeit in Noten fixiert. Und plötzlich bin ich dann in Dresden. Seebach steht an der Brüstung seiner Loge, dieser dramatische Gardekürassier, und Frau Pauline lorgnettiert den Bienenschwarm von Kosmopolis. Und das Kino rückt wieder: wir sind in London, König Eduard VII. in der Loge, der bleiche französelnde Beecham in einem Festgedicht von Lackschuhen am Pult; und nachher in unserer stillen Wohnung, hoch oben im vierten Stock von Keysers Hotel mit dem unvergeßlichen Blick auf die Themse, meine Frau, kaum abgeschminkt, noch atemlos fiebernd von ihrem Erfolge, mit dem baumlangen John Singer Sargent, der, keuchend und schnaubend, mit unwirscher Hast sie zu zeichnen versucht und Blatt um Blatt immer wieder zerknüllt, bis das Kino noch einmal ruckt und jetzt ganz von unserer lieben Ethel Smyth

ausgefüllt wird, deren phantastisch geistverzerrtes, witzbebendes Gesicht, in weißem Zigarettendampf verschwimmend, sich nun so verdreifacht, verfünffacht, verzehnfacht, daß ich vor Schreck — erwache, froh, mich wieder in dem artigen kleinen Salzburger Theaterl zu finden, vor dem freundlich, etwas blaß lächelnden Vorhang von Goltz! Es ist schon seltsam, mit seinem eigenen Leben in das Werk eines anderen so verwoben zu sein, daß man schließlich kaum mehr weiß, was davon ihm gehört und was man selbst dazu gibt: ich erlebe hier durch das Medium meiner Frau, was sonst nur der Schauspieler erlebt an seinen Rollen.

11. Januar. Wenn jetzt der Friede geschehen sein wird, werden wir, wir anderen im Hinterlande, dann erst allmählich inne werden, was der Krieg war, für die draußen nämlich, für die Krieger. Wer in die Front bloß auf Besuch kommt, zu sicherer Stunde, ist doch kaum der richtige Zeuge. Nur selten einmal zeigt sie uns ein greller Blitz. Da sind jetzt bei Bruno Cassierer in Berlin Briefe des deutschen Malers Max Beckmann erschienen, die zuweilen in einem einzigen Satz mehr vom Wesen des Krieges enthalten (oder wenigstens diesen Eindruck machen) als ein umständlicher Bericht. So wenn Beckmann einmal aufschreit: „Eine wüste Quälerei ist das Leben — ich wollte, ich säße auf dem

Mars, läse den „Titan“ und schliefe!“ Aber dann wieder, als zum Sturm geblasen wird, reißt es doch auch den „Titan“-Leser mit „in fiebernder Lust“. „Diese feuerspeiende Horizontlinie hat eine scheußliche Anziehungskraft für mich.“ Und schließlich wird der ganze Mensch aufgezehrt, alles Verbrennliche verbrennt im Brande des Krieges und nur das Letzte, nur der Asbest bleibt übrig, nur der Künstler, und der jauchzt knirschend auf: „Meine Kunst kriegt hier zu fressen!“

Salzburg, 14. Januar. Albert Niemann tot; er wäre morgen sechsundachtzig geworden. — Ich saß in der Wagner-Loge zu Bayreuth hinter ihm, als er zum erstenmal meine Frau sah, als Kundry. Nach dem zweiten Akt sprang er auf und rief: „Wie heißt die?“ Ich machte mich eilig fort, die Rolle des begeisterten Gatten liegt mir schlecht. Als ich nach der Pause wiederkam, trat er auf mich zu, maß mich (wer um einen Kopf größer ist, hat's leicht!) und fragte: „Sie sind der Mann davon?“ Ich konnte das nicht leugnen. Er fuhr fort: „Sagen Sie ihr, mich freut's, daß es doch noch ein Exemplar meiner Rasse gibt!“ Und er wiederholte: „Meine Rasse!“ Und sah mich an, als hätte er mir damit das goldene Vlies verliehen. Dann, mit einem Scherz, der es nicht an Erbarmen fehlen ließ: „Muß nicht leicht sein für den Mann?“ Ich ant-

wortete: „Vor der Vorstellung nicht; nachher geht's wieder." Er lachte knarend: „Gehört dazu! Ich war lebensgefährlich, an Tagen wo ich sang. Durfte mir keiner 'ran!" Plötzlich aber, fast zornig: „Und so was geht nun nach Wien zurück! Nach Wien!" Mit einer Gebärde der Hand, die Wien gleichsam in den Schlund der Hölle warf. Ich war froh, daß der dritte Akt begann. — Als ich jetzt, um zu sehen, wann das war (1911, am 20. August), mein Tagebuch nachschlug, stand auf einmal jene ganze Zeit wieder in mir auf. Derselbe Tag verzeichnet ein Gespräch mit einem jungen Schwärmer, der eben in die Schweiz fuhr, zu Josua Klein, dem Propheten. Jeder bessere Mensch war damals Prophet, es ist nur nichts davon eingetroffen. Und jeder freie Augenblick wurde zur Erfindung einer neuen Religion benutzt. Auch darin waren wir damals schon halb amerikanisiert. Ich muß mich selber bei der Nase nehmen: auch ich hatte noch nicht heimgefunden. Mir ging's wie jenem Entdecker, den Chesterton schildert: schon will er das unbekannte Land erblicken, da teilen sich die Nebel und er sieht, daß es ja die alte Küste von Dover ist! Ich ahnte damals nicht, wie nah ich schon war, an der alten Küste zu landen. Unter dem Eindruck des Gesprächs mit dem Schwärmer schrieb ich am selben Abend den Entwurf einer Erzählung auf, die der Gang nach Emaus hei-

ßen sollte: Drei gehen miteinander und jeder von ihnen erkennt plötzlich in jedem der anderen den Erlöser. Merkwürdig, wie man so dicht an der Wahrheit noch immer meinen kann, sie lasse mit sich spielen!

16. Januar. In einem Bericht aus Kopenhagen ist von Jörgensen die Rede, der den Lesern vorgestellt wird als „ein Dichter von früher, jetzt ein Spätromantiker und Neukatholik". Es scheint also, daß ein Dichter in dem Augenblick, wo er sich auf Gott besinnt, aus der Dichtung exkommuniziert wird. Aehnlich ließ sich ja neulich auch der sonst klügere Bab vernehmen, in seinem Nachruf auf Sorge, der eine Hoffnung der Kunst war, bis er in Rom katholisch wurde: da konnte sie natürlich nichts mehr von ihm hoffen. Herrliche Geistesfreiheit, in der alles erlaubt ist, nur nicht der Abfall zu Gott! Es ist alles beim Alten geblieben: der Ketzer wird verbrannt; nur daß jetzt das Dogma des Unglaubens herrscht und der Ketzer ist, wer Gott gefunden hat.

17. Januar. Ich kann mir nicht helfen: Die stärkste deutsche Leistung von 1916 ist mir doch — der „Phantasus" von Arno Holz! Schon daß ein deutscher Buchhändler, der Insel-Verlag, wagt, in so verworrener und verwüsteter Zeit

Teilnahme für ein ganz strenges, gemeinem Tagessinn mit mönchischer Entsagung abgekehrtes Werk des reinen Geistes zu hoffen! Mitten im Lärm der wahnentbrannten Wut sind da Tag um Tag in der stillen Druckerei von Drugulin kunstvolle Hände treubesorgter Setzer geduldig mühsam am Werk gewesen, das nun durch seine Form schon, in der Vollkommenheit schon seiner äußeren Erscheinung verkündet: es gibt auch noch den lebendigen Geist und der ist mehr, der fragt nicht um Erdenlust noch Erdenleid, der geht seinen ewigen Weg! Das ist zunächst nur eine Gebärde, wie die Gebärde Goethes, als er 1813 ins Bad fuhr und sich, bis der Welthandel wieder vorüber wäre, dem Studium Chinas ergab. Aber daß wir tief in uns so deutsch, altdeutsch, kerndeutsch geblieben sind, einer solchen weltverachtenden, geistergreifenden Gebärde nur überhaupt noch immer mächtig zu sein, damit beweisen wir eine Kraft des unerschütterten Gemüts, die, was immer aus uns werde, nicht verlöschen kann. Wir haben einen Ort in uns, wohin kein äußeres Schicksal dringt, da sind wir ganz mit uns allein und genügen uns, der Geist ist unser Vaterland. Und es fügt sich nun wunderschön, daß uns dieses Zeichen gerade Holz gibt! Das Gefühl, das der Deutsche vor allen voraus hat, hat keiner unter uns so stark wie Holz: das Gefühl einer besonderen inneren Verpflichtung,

seiner ihm zugewiesenen Sache, seines ihm bestimmten Amtes, für das er in die Welt geschickt worden ist, von Anbeginn eigens dafür auserwählt. Dreiunddreißig Jahre kenne ich ihn jetzt und in diesen dreiunddreißig Jahren hat er jeden Augenblick mit jedem Atemzug nur immer seiner Sendung gelebt. Er ist auf der Welt, um der Welt das neue Gedicht zu bringen. Was sonst in ihr vorgeht, sieht er nicht, hört er nicht, weiß er nicht, will er nicht, er will nur seine Kunst. Ich bin ungewiß, ob er schon bemerkt hat, daß jetzt Krieg ist. Er ist ein Monomane seiner Kunst. Man versteht das, wenn man den Phantasus liest. Der Dichter des Phantasus braucht wirklich die Welt nicht, denn er hat sie schon, er hat mehr von ihr, als er an ihr haben könnte, er hat alles, was sie war, ist und wird, in sich durchgemacht und alles steht im Phantasus. — Er selbst überschätzt die Form. Er sucht seine Bedeutung im Bruch mit der alten Metrik. Diese will er durch seine Rhythmik ersetzen. Bisher habe der Dichter seinen neuen Inhalt immer doch wieder in eine alte überlieferte Form gepreßt. Er selber anfangs ja auch, in seinem Buch der Zeit, „wo die ganze lyrische Vergangenheit Stimme geworden.“ Nun aber, im „Phantasus“, ist zum erstenmal „der Inhalt selbst ganz zu seiner eigenen ihm entwachsenen Form geworden“. Aber, lieber Arno Holz, meint das nicht jeder?

Muß es nicht meinen, wer dichten will? Macht nicht eben, daß man das meint und daß man meint, man sei der Erste, der es meint, doch überhaupt erst zum Dichter? Und dann wird auch noch die Frage sein, wieviel doch selbst in der Form des Phantasus noch auch wieder Ueberlieferung steckt, freilich unbewußt, auch gut maskiert, was aber die Germanisten nicht hindern wird, den Walt Whitman darin aufzuspüren. In der Kunst ist niemand autochthon und am Ende muß sich jeder zu dem Selbstbekenntnis Goethes bequemen: Was ist denn an dem ganzen Wicht Original zu nennen? Nein, den Former, den Artisten, den Handwerker Holz in allen Ehren, doch er unterschätzt seinen Inhalt. Als Ausdruck einer überquellenden, verschwenderischen, aufs höchste gesteigerten, reichsten, persönlichsten Lebendigkeit, als ein Selbstbildnis, das schon durch das ungeheure Format erst erschreckt, dann gebannt hält, zwingt sich der widerstrebenden Nation der Phantasus auf. Denn sein Selbstbildnis ist auch das ihre; sie wird das allmählich schon merken. Auch der Phantasus ist schließlich wieder ein Buch der Zeit. Das Buch der Zeit enthielt den Deutschen der achtziger Jahre, den Deutschen an der Wende von Kaiser Wilhelm I. zu Kaiser Wilhelm II. Der Phantasus enthält den Deutschen von 1890 bis 1914, die Blüte des Erwerbsdeutschen, Gewalt-

deutschen, Betriebsdeutschen, dieses ganz gottlose, ganz selbstvolle, selbstgewollte, selbstgesetzte, selbstgemachte, selbstbewegte, selbstbestimmte, selbstdurchdrungene, selbstvermessene, ganz in sich selber ruhende, nur um sich selber kreisende, die Welt aus sich selber zeugende, nach sich selber formende und in sich selber wieder verschlingende, Urnebeln entstiegene, wieder in Urnebel aufgelöste Geschöpf, das vielleicht das größte Kuriosum der Weltgeschichte bleiben wird. Nur einer von diesen neuen Lästrygonen konnte den Einfall haben, den satanisch anmaßenden Einfall und die verbissen ausharrende Geduld, sich einen solchen Privatturm zu Babel aufzurichten wie den Phantasus. Höher geht's nicht mehr, sagt der Oesterreicher, neidisch, doch auch schadenfroh. Aber nochmals: daß dieses Prachtstück deutscher Selbstherrlichkeit mitten im Krieg erscheinen konnte, ist der höchste Beweis unserer ruhigen inneren Kraft, die man vielleicht einst noch mehr bewundern wird als alle Proben der äußeren. Nur in den allerersten Tagen des Krieges schien es, als stehe das Leben im Lande still. Daß es sich gleich wiederfand, daß, wer nicht mit ins Feld konnte, nicht mitdurfte, gelassen zurück an sein Werk ging, der Pflicht des Tages gehorsam, daß längst der Krieg nun keinen mehr in seiner friedlichen Arbeit stört, nur das läßt uns durchhalten. Arno Holz liest die Korrekturen des

Phantasus, Richard Strauß instrumentiert die Frau ohne Schatten, in jedem kleinen Hoftheater, Stadttheater wird pünktlich zur Stunde brav probiert, die Maler malen, der Acker wird bestellt, der Markt beschickt, der Handel besorgt, jeder geht an sein Geschäft und kehren die Krieger heim, sie finden alles bestens getan, der Krieg ist bloß eine Episode gewesen. Ich finde das so wunderbar, daß ich gar nicht verstehen kann, warum Johannes Müller, mein lieber irrgläubiger Freund, jetzt auf einmal den Deutschen so bös ist. Im letzten Heft der „Grünen Blätter“ schmäht er sie so, daß es selbst den Zensor erbarmt hat. Sie können doch nichts dafür, daß Johannes sich, im ersten Kriegsrausch, zu viel von ihnen versprach; das rächt er nun an ihnen. Er hat sie damals überschätzt, jetzt unterschätzt er sie. Sie sind dieselben, heute wie damals, gut und böse durcheinander auf gut Glück, so bewundernswert als erbärmlich, wie halt der Mensch schon ist, ein Gemisch von Himmelslicht und Erdendreck. Ich wundere mich, daß ein so kluger Mann, wie mein Johannes, die Macht äußerer Begebenheiten überschätzt. Er hat, scheint's, wirklich gemeint, daß der Krieg die Menschen ändern wird. Er hat, scheint's, wirklich dem Schlagwort von der „Erneuerung“ geglaubt. Steckt auch er in dem alten Irrtum der liberalen Denkart noch, die von einer Aenderung der

äußeren Zustände die Wandlung des inneren Menschen erhofft? Der Krieg wird die Menschen nicht ändern, der Friede wird sie nicht ändern, Glück ändert sie nicht, Not ändert sie nicht, nichts ändert sie, von außen sind sie nicht zu heilen und was immer sich mit ihnen begibt, sie bleiben unabänderlich dieselben, solange nicht innen das Wunder geschieht, in ihnen selbst. Sobald aber erst das innere Wunder in ihnen selbst geschieht, dann ist's auch wieder gleich, was sich außen mit ihnen begibt. Wer im Wunder lebt, merkt kaum mehr, ob Krieg ist oder Frieden. Wer die Gnade hat, fragt nicht mehr um Leid und Lust der Welt. Wer Gott dient, ist über allem irdischen Glück und Unglück: er tut vielleicht noch mit, aber nur noch von drüben; er weilt nicht mehr darin. Weshalb auch der tiefste Kenner des menschlichen Herzens, der heilige Ignatius, die geistlichen Uebungen mit dem Gebot beginnt, uns gegen alle geschaffenen Dinge gleichmütig zu stimmen, so daß wir uns Gesundheit nicht mehr wünschen als Krankheit, Reichtum nicht mehr als Armut, Ehre nicht mehr als Schande, ein langes Leben nicht mehr als ein kurzes, keinen äußeren Zustand mehr als den anderen, sondern jeden und alles, wie's kommt, zu unserem Zweck gebrauchen: Gott zu loben, ihn zu ehren, ihm zu dienen und so unsere Seele zu retten. Erst wer diesen Gleichmut, die wahre

Freiheit hat, die von der äußeren Welt, erst wer so der äußeren Welt erstorben ist, kann innerlich leben und lebt dann gleich bei jedem äußeren Wetter, ob die Welt weint oder lacht, ob Krieg ist oder Frieden, ob der Sturm braust oder die Sonne scheint, es ist ihm alles gleich, über ihn hat nichts mehr Macht. Daß der Mensch sich zu solcher Freiheit erziehen kann, ist gerade im Felde bewiesen worden. Da steht ein deutsches Reservekorps in Frankreich, das hat sich seine eigene „Korpsverlagsbuchhandlung Bapaume" geschaffen und ihr Vertreter, Herr Reinhard Piper in München, schickt mir eben von den dort erschienenen Büchern das über La Tour zu, mir lacht das Herz davor! Kunstergebene Männer hat der Krieg nach St. Quentin geführt, nun gut, wo man sich der Kunst ergibt, ist ja schließlich gleich, sie sind in St. Quentin, hier ist La Tour geboren, also ergeben sie sich der Kunst La Tours und legen ihn in einem Buche vor, das im tiefsten Frieden nicht schöner hätte gedeihen können, es ist an Sinn und Art ganz rein von jedem Hauch des Krieges! Man kann's beklopfen und abhorchen, wo man will, es gibt überall denselben Klang wieder, den klaren Klang gelassener Sachlichkeit. Die Verfasser, deutsche Soldaten in Frankreich, Eroberer in fremdem Land, haben zwischen Schlachten den Krieg so von sich weggestellt, in sich abgestellt, daß sie fähig wurden,

einen feindlichen Künstler und seine Kunst und seine ganze Zeit, eine Zeit gerade, wo der Geist dieses Feindes, des Erbfeindes, seinen höchsten Ausdruck fand, ganz rein zu sehen, ja mit einer Liebe, die wirklich ein seelisches Kunststück ist. Sie müssen dazu sich ganz zum Schweigen gebracht und bloß noch mit den Augen gelebt haben, während in der Ferne der Lärm der Schlacht schlug, sie hörten aber nichts, sie sahen nur, sie sahen die Pastelle La Tours im Musee Lecujer der Stadt St. Quentin. Hermann Erhard, der den Text dazu schrieb, ist ein so vollkommener Augenmensch, daß er Bildern nicht bloß die Hand des Malers, sondern auch was in ihr zuckt, den inneren Trieb, der sie führt, die Welle der gestaltenden Erregtheit anzusehen und abzusehen weiß. Seine Bemerkungen zu den Bildnissen (der ganze französische Hof, die klügsten und die schönsten Köpfe sind da versammelt, d'Alembert und Rousseau, die Tänzerin Camargo, die Schauspielerin Clairon, die Pompadour und Crebillon, und jeden und jede zeichnet Erhard mit Worten nach) sind von der feinsten Art, durch die Sicherheit in der Auswahl der wesentlichen Züge, die Kürze des schlagenden Ausdrucks, die Fülle der Verdichtung zuweilen an die Goncourts, die er fleißig benutzt, zuweilen geradezu selbst an das höchste Muster erinnernd, das ihm wohl vorgeschwebt hat, an Goethes An-

hänge zum Diderot und Cellini. So haben deutsche Soldaten im eroberten Frankreich Schlachtpausen benutzt, um dem französischen Rokoko das schönste Denkmal zu setzen. Mitten im Kriege innerlich sich so ganz frei vom Kriege zu machen, ist herrlich, und daß es Deutsche gibt, die das können, das wird uns später einmal helfen, Europa wieder aufzubauen. Wenn ich das nächstemal nach Paris komme, nehme ich das Buch des deutschen Reservekorps mit, um es Romain Rolland zu zeigen, Bild um Bild und Satz um Satz; und dann wollen wir einmal in aller Freundschaft über die Barbaren reden.

18. Januar. Die Wut, in die der rasselnde Teuterich gerät, wenn, wehe!, jemand auf der Gasse jetzt ein Wort Französisch spricht, war mir unerklärlich, bis neulich ein kluger Mann sagte: „Französisch bringt mich nicht auf, aber Englisch, da schimpf ich selber mit. Nämlich Französisch kann ich, das macht mir also nichts. Englisch aber kann ich nicht, da ist mir jedes Wort ein lebendiger Vorwurf, und wer erinnert sich gern seiner schlechten Erziehung?“ Das mag stimmen. Wir nehmen den Mitmenschen nichts übler als unsere eigenen Schwächen.

20. Januar. Voltaire, siècle de Louis XIV., siebentes Kapitel, wo mit feinster Laune ge-

schildert wird, wie nach dem Tode Mazarins jeder Höfling meint, nun sei der Augenblick für ihn da, sich des jungen Königs zu bemächtigen, alles um die Wette herbei nach seiner Gunst eilt und niemand daran denkt, daß der König vielleicht gar keinen braucht, der für ihn herrscht, und am Ende versuchen könnte, selbst zu herrschen. Er war vom Kardinal im Schatten gehalten worden, fern von den Geschäften. Er hatte Mühe gehabt, auch nur durchzusetzen, daß man ihn unterrichten ließ, der Kardinal fand das unnötig. Nach dem Tode Mazarins erschienen seine Mitarbeiter beim König und fragten ihn, an wen sie sich jetzt zu wenden hätten. Ludwig XIV. antwortete: „An mich." Die Ueberraschung war groß. Sie wurde noch größer, als es dabei blieb. Es blieb dabei bis an des Königs Ende. Und es ging, auch ohne Günstlinge. — Voltaire ist hinreißend amüsant. Mit der Grimasse der Gerechtigkeit, welche Bosheit! Niemand hat die Menschen besser gekannt. Er verfährt ganz nach dem Rezept Nestroys: Ich glaub von einem jedem immer das Schlechteste, auch von mir selbst, und ich hab mich noch niemals geirrt! Voltaire ist nicht bloß von Grund aus bös, er ist das Böse selbst, ja man fühlt sich versucht zu sagen: er ist der Böse in Person. Er scheint sich immer für etwas rächen zu wollen, er muß furchtbar gelitten haben, daß er dazu

verdammt war, nichts als Verstand zu sein. Das macht ihn so flammend kalt. Er verzehrt sich vor Wut darüber, daß er nichts als amüsant ist. Man spürt, wie weh ihm das tut. Und man gönnt's ihm aber. Er ist so amüsant, daß man sich nachher aufatmend sagt: Nun aber um Gotteswillen im Leben keinen Amüseur mehr! Und man weiß dann Johann Gabriel Seidl erst zu schätzen.

21. Januar. Neuestens wird's den Tschechen verargt, wenn sie sich Böhmen nennen. Aber zunächst könnten sie sich auf Goethe berufen. Der schreibt: „Von dem Zusammenleben zweier Sprach- und Dichtungssphären gibt uns Böhmen jetzt ein merkwürdiges Bild, worin bei größter Trennung, wie schon der Gegensatz von Deutschem und Slawischem ausdrückt, doch zuletzt die stärkste Verbindung erscheint. Denn wenn die böhmischen Dichter selbst, indem sie alten Mustern folgen, nicht umhin können, durch Sinnesart, Ausdrucksweise und Gedichtformen doch auch in heutiger Bildung Deutsche zu sein, so sind die deutschen Dichter in Böhmen durch entschiedene Neigung und stetes Zurückgehen zum Altnationalen ihrerseits recht eigentlich böhmisch." Hier sind also mit den böhmischen Dichtern die aus der slawischen Welt Böhmens gemeint, nach altem deutschen Sprachgebrauch.

Ferner aber kommt mir vor, daß es von den Slawen Böhmens viel österreichischer ist, wenn sie sich nach ihrem Lande nennen, statt nach dem Stamme. Ein richtiger Oesterreicher tut das stets. Schönherr wird gewiß antworten: Ich bin ein Tiroler. Und Rosegger: ein Steirer. Und alle Rainer: Salzburger sind wir! Wer so spricht, bekennt sich zu seinem Lande und das Land gehört Oesterreich. Wer aber mit der Rasse, der er angehört, antwortet, statt mit dem Lande, der läßt es noch ungewiß, ob er sich auch zu Oesterreich bekennt; er bleibt zunächst als Oesterreicher noch zweifelhaft. In der guten alten Zeit des Grafen Kaspar Sternberg, Karl Egon Eberts und Palackys hieß, wer in Böhmen geboren war, ein Böhme, entweder ein Böhme deutscher Junge oder ein Böhme böhmischer Junge. (Jenes Zitat Goethes stammt übrigens seinem Wortlaut nach von Varnhagen, aber Goethe hat es redigiert und diesen Wortlaut genehmigt.)

27. Januar. Das „Berliner Tageblatt“ schreibt über die deutsche Verletzung der belgischen Neutralität: „Gewiß, es ist das die bedauerlichste und von Deutschland selbst am meisten bedauerte Episode dieses Krieges.“ Wer die Kraft hat, sein Unrecht offen zu bekennen, macht es damit halb schon wieder gut. Unrecht

wissentlich tun und die Verantwortung dafür tragen! Dadurch wird aus meinem Unrecht freilich noch kein Recht, aber ich stelle, durch das Bekenntnis meiner Schuld, doch die Rechtsordnung wieder her, ich anerkenne sie. Aber Unrecht tun ohne das Gefühl des Unrechts und ohne den Mut dazu, der eigenen Tat nicht ins Auge sehen können, dem eigenen Gewissen die Rechnung nicht bezahlen wollen, mit dem Unrecht auch noch Recht behalten wollen, in Schuld noch unschuldig tun, das hält auch ein sittlich noch so robustes Volk nicht aus.

2. Februar. Daß unsere mittelalterliche Geschichte mit einem geistlichen Zeitalter beginnt, erklärt Paul Joachimsen (in seiner gedankenvollen Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins „Vom deutschen Volk zum deutschen Staat", B. G. Teubner, Leipzig) aus dem Bedürfnis des Kaisertums nach Menschen mit „größeren Raumvorstellungen"; die fanden sich damals fast nur in der Kirche. Nun scheint mir dies auch das Problem unserer Zeit zu sein: Europa reicht jetzt mit den alten Räumen nicht mehr aus, es ist den Völkern darin zu enge geworden, das hat den Krieg verursacht. Aber überall fehlen noch Menschen mit der Fähigkeit, in größeren Räumen zu denken; der Gedanke bleibt im Raume der eigenen Nation

stecken. Das ist mir ein Argument mehr zu glauben, daß jetzt der Augenblick für Oesterreich kommt. Uns hat unsere ganze Geschichte zu „größeren Raumvorstellungen“ erzogen, jedes unserer Völker erhebt sich über den eigenen inneren Raum, Weiträumigkeit ist Oesterreichs Wesen. Sobald wir uns nur wieder einmal ganz auf uns besinnen und von uns selber Gebrauch machen lernen, sind wir das vorbildliche Reich für Europas Zukunft.

3. Februar. Die „Erinnerungen“ von Eduard Sueß: Verlag von S. Hirzel in Leipzig. Sueß wird da fast zur symbolischen Gestalt, man kann daran den ganzen österreichischen Liberalismus Zug um Zug demonstrieren. Er kommt von draußen; sein Großvater war protestantischer Pfarrer, seine Mutter die Tochter eines Prager Bankiers jüdischen Blutes, er selbst wird in London geboren und zunächst ganz englisch erzogen, geht dann über Prag nach Wien, wo sein Vater eine Lederfabrik übernimmt, tritt in das akademische Gymnasium, das Piaristen leiten, und dann ins Polytechnikum ein, da hat er sein entscheidendes Erlebnis: die achtundvierziger Revolution. Er ist also dem österreichischen Wesen innerlich fremd und es hört nicht auf, ihn zu befremden, er kann es niemals erfühlen, er kann sich von ihm nur soviel an-

eignen, als der Verstand vermag, selbst bleibt er immer draußen, er steht immer Oesterreich gegenüber, neugierig, wohlwollend und überlegen. Als Geologe war er offenbar mit dem ahnenden Blick begabt, der den Erscheinungen ihr geheimes Gesetz abzusehen weiß. Im Politischen fehlt ihm dieser Blick, hier kommt er nicht weiter, als der bloße Verstand reicht, auf den er alles umrechnen muß. Daß die Brüche, die bei dieser Umrechnung übrig bleiben, zuweilen das Wesen enthalten, merkt er nicht und rechnet arglos immer weiter, wenn nur seine Rechnung in sich stimmt, ohne zu fragen, ob sie denn auch mit der Wirklichkeit stimme. Dabei hat er ein offenes redliches Gemüt voll Güte, Bereitschaft und Anmut, ist ein froher Augenmensch und findet auch zum Gegner noch den Weg des Herzens, aber wie gerade solche wirklich wohlgeborene Menschen oft, unterschätzt er diese Gaben, diese Gnaden oder hält sie für selbstverständlich und meint sie bloß seinem guten Verstande zu schulden. Wen Leidenschaften, Unruhen, Heftigkeiten verschonen, wer innerlich zur gemäßigten Zone gehört, der bleibt mit der Natur des Menschen unbekannt. Wenn er bei Kant liest, der Mensch komme vom Bösen her, wird er den Kopf schütteln und es übertrieben finden, wie er auch die Lehre von der Erbsünde, wie er jede Wahrheit über den Menschen immer übertrieben findet. Der Irrtum sol-

cher von Natur regulierter Menschen ist, daß sie meinen, sie hätten sich selbst durch ihren Verstand reguliert, während es sich in Wahrheit mit ihnen so verhält, daß da von Anfang an überhaupt nichts erst zu regulieren war, weil sie das Glück haben (aber man kann mit eben soviel Recht auch sagen: den Mangel), daß in ihnen keine Kraft vorspringt, ausschlägt und sich übernimmt. Sie sind beneidenswert, können aber den anderen wenig helfen, am wenigsten dem Volk, das viel genialer (im tiefsten Sinn des Wortes, und ebenso im Guten wie im Schlimmen) ist als sie. Sueß war ein (übrigens gar nicht so seltener) Fall des hochbegabten Philisters. Und der ganze Liberalismus ist die Weltanschauung des im Vorübergehen auch talentierten Philisters, dem nun also nichts wichtiger sein muß, als dieses vorübergehende Talent anzuhalten, nichts wichtiger als die „Bildung", mit der er die Welt zu heilen glaubt und ja seine Welt, die Welt der Menschen, die kein inneres Chaos haben, auch wirklich heilt — nur daß der Menschheit, die kein inneres Chaos mehr hat, die Kraft sich zu verjüngen erstirbt. Sueß erzählt übrigens vortrefflich, und da er viel zu erzählen hat, liest man das Buch, das er mit achtzig Jahren schrieb, nicht unbelohnt. Er trifft zufällig einmal den Grafen Taaffe, den er als Abgeordneten bekämpft, und sie geraten in ein Gespräch, das dem Grafen so gefällt, daß er an-

erkennend sagt: „Mir scheint, Sie sind gar kein Professor.“ Sueß erzählt das schmunzelnd, was ihn aber nicht abhält, ein paar Seiten später, wenn er nach dem Sturze Taaffes die Summe seiner Tätigkeit zieht, ebenso zu versichern: „Er hatte zuviel vom Grafen an sich.“ Er macht die Festlichkeiten zur Eröffnung des Suezkanals mit und schildert, wie die Kaiserin Eugenie da zwischen dem Kaiser Franz Josef und dem preußischen Kronprinzen Friedrich sitzt, zehn Monate vor ihrer Flucht nach England. — Vortrefflich die kleinen Bildnisse des steinalten, schon halb verschollenen Alexander Bach (der sagt, sein Ministerium sei daran gescheitert, daß es aus lauter Ministerpräsidenten bestand), Schmerlings (der jammert, er habe seinen Beruf verfehlt, er hätte Offizier werden müssen), des heiter gesprächigen Kronprinzen Rudolf, Andrassys (der das stolze Wort spricht: „Popularität ist ein Kapital, das man mühsam und kreuzerweise in Jahren erwirbt, aber nur, um eines Tages im öffentlichen Interesse zum Fenster hinauszuwerfen“) und Herbts, den man erst richtig sieht, wenn man hier hört, daß er ein alter Mann wurde, bevor er zum erstenmal Triest und das Meer sah! Sueß stand übrigens gegen Herbst, er hat den selbstmörderischen Widerstand der verblendeten Deutschen gegen die Okkupation nicht mitgemacht, weshalb

er denn auch als ein „Verräter an der deutschen Sache“ galt.

12. Februar. Fahrt nach Wien zum Vortrag in der Ukraina. Stecke mir den „Taoteking“ Laotses zum Lesen ein, in der schönen Ausgabe von Diederichs; weiß nicht, warum, und merke dann erst, wie gut gerade der zu meiner Reise paßt, ein richtiges Vorwort zu Wien. War der Alte mit seinem Lob des „Nichthandelns“, seiner willigen Hingebung an das flutende Leben, wohin immer es uns trage, seiner Warnung vor aller Selbstbehauptung, im Grunde nicht ein wahrer Wiener, und von der besten Art? Der „arme Spielmann“ wäre recht nach seinem Sinn gewesen. Und welchen Wohllaut hat, gar im schnarrenden Zeitalter der „Ertüchtigung“, diese sanfte Stimme der Stille! Wie genialisch banal, wenn er verkündet: „Denn wer nicht streitet, mit dem kann niemand auf der Welt streiten!“ (Es ist schließlich das Goethesche: „Weder polemisch noch konziliatorisch!“) Er hat den Trug der Welt durchschaut, so kann ihn nichts mehr verlocken, er ist über allen Versuchungen. Aber sollen wir das, dürfen wir denn das? Dürfen wir vor den Versuchungen flüchten? Ist nicht über uns verhängt, daß wir uns vielmehr den Versuchungen stellen müssen? Calderon hat auch den Trug der Welt durchschaut, auch er weiß, daß das Leben

ein Traum ist, er weiß aber auch, daß wir hier auf Erden diesen Traum zu träumen haben, mit dem Gefühl, immer bloß zu träumen, doch geduldig bereit, immer noch weiter zu träumen, bis uns einst die Gnade des Erwachens wird. Calderon ist ein heroischer Laotse, das Barock ist so klug wie der Taoteking, aber mutiger: den Blick zum Himmel, hält es der Erde stand.

13. Wien. Im Matschakerhof. Da wohnten wir, als mein Vater seinem altklugen kleinen Gymnasiasten zum erstenmal die Kaiserstadt zeigte. Das blieb mir immer im Sinn und wenn ich später, in St. Veit hausend, zuweilen über Mittag in der Stadt war, saß ich am liebsten hier, oft mit dem guten alten Moritz Epstein beisammen, dem wunderlichen, nun auch schon verstorbenen Kollegen. Der setzte sich stets so, daß er den Grillparzer-Tisch sehen konnte, auf den er mich immer wieder aufmerksam machte. Unwirsch sagte ich einmal: „Wenn Sie das so rührt, warum setzen Sie sich nicht gleich an den Grillparzer-Tisch selbst?“ Er dachte nach und antwortete dann: „Das wäre doch unbescheiden!“ Ich habe klügere Menschen gekannt, keinen braveren.

14. Februar. Mein Vortrag ist abgesagt, „Kohlennot“. Und so kann ich einmal ein paar Tage nach Herzenslust durch Wien schlendern, als müßiger Gast.

21. Februar. Heimfahrt. Die acht Tage in Wien, das ich zum erstenmal im Kriege wiedersah, waren mir merkwürdig genug. Es hat mich angenehm enttäuscht. Ich war darauf gefaßt, hungern und frieren zu müssen und mir abends in der stockfinsteren, von Schmutz starrenden Stadt den Fuß zu brechen. Und immer sind es Wiener, die Wien so verleumden! Es macht ihnen ein unbegreifliches Vergnügen, sich von ihrer eigenen Stadt bei jeder Gelegenheit loszusagen. Sie meinen, sich dadurch ein Ansehen zu geben und merken nicht, daß der üble Ruf, in den sie Wien bringen, auf sie selbst zurückfällt. Ich kann nur sagen: in allen Städten Deutschlands, das ich im Kriege durchquerte, von Konstanz bis Danzig, von Saarbrücken bis Breslau, fand ich's nirgends besser als in Wien. Der Arme hat überall zu klagen, der Reiche nirgends so wenig wie in Wien, dem geht hier wirklich nichts ab. Natürlich raunzt er. Wann hätte er nicht geraunzt? Raunzen ist sein Ausdruck für Behagen; und vielleicht hofft er auch so, den Neid der Götter zu beschwören. Dabei hält er sich aber gerade jetzt vortrefflich, er hält aus, er hält durch und ohne viel Aufhebens davon zu machen. Er hat nicht die Gewohnheit, seine guten Eigenschaften zu plakatieren. Er sollte dann nur nicht immer gleich so gekränkt sein, wenn sie deshalb unbemerkt bleiben. Ihm genüge, daß er sie

hat. Er soll sie sich nur nicht verekeln, nicht vermiesen lassen. Ernst besteht nicht in finstern Mienen, Kraft nicht in geballten Fäusten, Mut nicht in knarrenden Stiefeln und daß es in der Welt noch eine Stadt gibt, wo man das weiß, wo man, auch in Gefahr, noch herzhaft zu lachen und sich des schäumenden Lebens und des lieben Himmelslichts und Gottes leuchtender Erde in stiller Dankbarkeit gelinde zu freuen weiß, wo man Anmut, gute Laune, gelassene Würde, Takt und Duldsamkeit, heiteren Sinn und den Wohllaut milder Sitten noch zu schätzen weiß, das ist ein wahres Glück für die ganze Menschheit. Möge Gott euch nur gnädig bewahren vor „Strammheit“ und „Ertüchtigung“! Dafür sind schon andere da, mehr als genug, sie können's besser, an euch wär's doch bloß ein Plagiat. Ihr aber seid da, damit noch ein bißchen Musik bleibt in der Welt! Sie wird's jetzt nötiger haben als je, sie wird euch brauchen! — Da muß ich lachen, über mich selbst, den die ganzen acht Tage merke ich's ja schon: ich entwickle mich zum Lobredner Wiens! Wer mir das gesagt hätte! Wie geht das nur zu? Bin ich ein anderer worden? Ist Wien anders geworden? Vielleicht beide. Sicherlich liegt es auch an mir. Man sieht aus der Ferne reiner als in der Nähe, gar was man liebt. Wenigstens bei einer gewissen Art von Liebe. Ob es die rechte ist, weiß ich freilich nicht.

Ich erinnere mich, wie vor grauen Jahren Kainz und ich einst um eine Schöne warben. Sie schien beiden geneigt und konnte sich doch aber für keinen entscheiden. Leise gedrängt, gestand sie, daß es ihr wunderlich mit uns ergehe: nach jenem sehne sie sich, wenn er nicht da, nach mir nie, dafür aber sei sie von seiner Gegenwart dann immer etwas enttäuscht, von meiner unerwünschten aber immer wieder freudig überrascht. Wen von uns beiden, fragte sie, liebe sie nun eigentlich? Ich weiß das heute noch nicht, doch denk ich jetzt, es wird wohl Kainz gewesen sein. Wahre Liebe faßt vom Geliebten eine so hohe Idee, daß ihr die Erscheinung, in der sich, selbst auf der höchsten Stufe, die Idee doch immer trübt, fast unerträglich sein muß. Wo zwei „Ideen" einander heiraten, in diesen besten Ehen ist darum auch immer eine solche Spannung, daß sie nur, wenn zur Liebe nun auch noch das Erbarmen der großen verstehenden Güte kommt, nicht reißen; der Haushalt von Tristan und Isolde wäre nicht auszudenken. In einer solchen unerträglich starken Spannung aus zu großer Nähe schrieb ich damals mein berüchtigtes Büchl über Wien, das im Grunde nur einen Fehler hat: an Wien wird da ein Maß gelegt, dem kein irdisches Wesen genügen kann, Wien wird da an der sittlichen Forderung seiner reinsten Idee gemessen. Wer hält das aus? Ich hätte jetzt fast Lust, das Büchl

noch einmal zu schreiben: aus der Ferne. Vielleicht! Ich hätte nur wenig zurückzunehmen, aber viel hinzuzusetzen. Ich müßte nämlich nun auch einmal das heimliche Wien zeigen, das echte Wien in der Tiefe, das katholische Wien. Als ich neulich in der stillen, alten Postgasse im Kloster der Dominikaner saß, in der Zelle des hochwürdigen Pater Sadoc Szabo, des großen Thomisten, eines so weisen als frommen Mannes, der hohen Macht seiner gütigen Worte lauschend, mit dem Blick in den feuchten, von trüben Lichtern flirrenden Abenddunst auf der tief unter uns ins Weite verschwimmenden Landstraße hinaus, da sah ich es, sah es mit dem Auge des Geistes zum erstenmal: das verborgene Wien, das wahre Wien, das Wien der Arbeit, der Not, der Mühsal, des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, von dem das Wien der Eitelkeit nichts weiß. — Jenes Büchl ist aber auch in einem besonderen Augenblick geschrieben, im Augenblick des indessen leider schon fast halbgelungenen Versuchs, Wien aus der Kaiserstadt in eine Geschäftsstadt zu verwandeln, es zu amerikanisieren und so seinen Glanz, seine Würde, seine Schönheit zu vernichten. Sombart hat auf den Uebergang der Großstädte vom Typus der „Konsumtionsstadt" in den der „Produktionsstadt" hingewiesen. Auch Paris macht das durch, dort spürt man es schon in den Romanen Balzacs,

doch hält das alte Paris immer noch stand, selbst unter dem dritten Napoleon mit seinem teuflischen Haußmann noch, ja bis tief in die Neunziger Jahre hinein; es blieb in dem amerikanisierten noch gewissermaßen als Insel da. Und nur so kann vielleicht das Problem auch für Wien gelöst, nur so das alte Wien noch gerettet werden, wenn es auch auf eine Insel flüchtet, wenn ein Raum rein abgesteckt wird, wo Wien die Kaiserstadt bleibt. Selbst Amerika hat ja so eine Insel, Amerika hält darauf, eine Stadt zu haben, die sich nicht amerikanisieren läßt: Boston (Wells hat es so wunderschön beschrieben). Dann fände Wien auch erst wieder das rechte Verhältnis zu den Provinzen. Heute kommt man aus der Provinz nach Wien bloß, um Geschäfte zu machen (und zum „Nachtleben"). Früher ging man vom Geschäft weg nach Wien. Wien war die Kaiserstadt. Man ging nach Wien, weil es Sitte war, ein paar Wochen am Hofe zu leben, aufzuleben vom Alltag, aufzublicken auf Oesterreich. Es war ein Fest, nach Wien zu gehen. Wien gab einem wieder Sinn und Richtung und Ziel und Mut und Lust zur eigenen Arbeit daheim. Man ging nach Wien, wie der Engländer noch heute nach London geht; ein richtiger Engländer lebt nicht in London, er lebt auf dem Lande, aber er kommt nach London und holt sich dort den englischen Sinn. So müßten wir alle

nach Wien kommen, um uns in der Kaiserstadt immer wieder österreichischen Geist, Glauben an Oesterreich und Liebeslust an Oesterreich zu holen. Heute kommt man nach Wien, um Geld zu verdienen oder um sich im Ministerium etwas zu „richten“. Es sind eben zwei verschiedene Wien: eins, über das ich jenes Büchl schrieb, und das verborgene, das heilige, das ewige, die Kaiserstadt!

Berlin, 20. März. Mir geht's hier so gut, daß mir das geradezu zum Problem wird. Ich sinne nach, warum man sich im heutigen Deutschland nirgends so wohl fühlt wie in Berlin. Man atmet auf, man ist entronnen, ist geborgen. Nur in Berlin nämlich hat man Ruhe vor dem — Berliner Ton. Deutschland (und auch Oesterreich, das sich ja darin gefällt, den Affen Deutschlands zu machen) nimmt von Jahr zu Jahr immer mehr ein klobiges, rasselndes, schnauzendes Gehaben an, jeder rempelt und rüpelt, lärmt und lümmelt, wird gleich dreist und derb, alles geschieht nur noch fortissimo. Das fängt oben an und nimmt nach unten zu. Je weniger einer zu sagen hat, desto mehr kommandiert er, alle spielen sich auf und wetteifern im Gebrauch der Ellenbogen. Beklagt man sich, so gibt einem jeder recht und jeder klagt mit. „Aber,“ heißt's, „was wollen Sie?“, da hilft nichts, das ist

einmal der verdammte Berliner Ton, der hat das ganze Reich angesteckt, den kriegen wir nicht mehr los! So heißt's überall und der Anlaß wird stets benutzt, wieder einmal von Herzen auf Berlin zu schimpfen. Dann aber kommt man nach Berlin und siehe, da gibt's diesen Berliner Ton nicht. Berlin ist die einzige deutsche Stadt, die noch vor dem Berliner Ton bewahrt geblieben ist. Man merkt das gleich auf der Polizei, wo sich ja der Ausländer jetzt sofort nach der Ankunft zu melden hat. In Berlin ist das in fünf Minuten erledigt, man muß nicht erst warten, man wird nicht angeschnauzt, es geht in aller Stille höflich ab, nicht anders als auf der Post oder Bahn; es geht ganz natürlich zu, der Beamte schlägt nicht mit der Faust auf den Tisch, der Gast ringt nicht die Hände, nirgends liegen Frauen in Weinkrämpfen herum. Und ebenso hier auf der Stadtbahn, in der Untergrundbahn, sogar in den Theatergarderoben. Man fühlt sich nie versucht, das Messer zu ziehen, alles geschieht lautlos. Berlin ist die stillste Stadt im heutigen Deutschland. Es scheint, daß der Berliner Ton erst im Export entsteht. Der Berliner ist rasch, hat Eile, hat Tempo, weiß genau, was er will, und besteht darauf, fragt nicht erst lange, kümmert sich um den Nachbar nicht, verlangt das aber auch für sich vom Nachbar nicht und wie er selber seiner Wege geht, läßt er's auch den an-

dern und da sich's keiner gefallen ließe, daß man ihm auf die Füße tritt, versucht's auch erst keiner. Jeder Berliner ist sozusagen ein geladener Revolver, weiß das aber vom andern auch, so kommt's in Berlin nie zum Schießen, während draußen in einemfort geschossen wird, freilich bloß blind, aber desto lauter, das ganze heutige Deutschland knallt; indem es nämlich den Ehrgeiz hat, berlinisch zu tun, und die Berliner Kürze, Knappheit, Sicherheit, Festigkeit und Eile nachzuahmen versucht, wird bloß eine Karikatur daraus, es macht Tumult, ballt die Faust, rollt die Augen, und während es so zur Berliner Ordnung zu kommen meint, wächst die Verwirrung nur, es ist ungemütlich geworden, aber schlampert geblieben. Doch da bin ich nun beim zweiten Problem: ich frage mich seit Jahren schon, ob denn Berlin überhaupt noch in Deutschland liegt. Es ist so von Grund aus anders, es ist so durchaus, im Guten und im Schlimmen, ein Wesen seiner ganz eigenen Art, die wenig von der deutschen hat. Und vielleicht ist gerade das der Grund, wie seiner Unbeliebtheit in Deutschland, so auch seiner Macht über Deutschland, die ja wirklich überall fast als eine Art Fremdherrschaft empfunden wird. Der Deutsche ist immer ein bißchen sentimental, der Berliner gar nicht. Damit der Deutsche seine Tugenden, seine Kräfte zeigen könne, muß er sich vor allem erst behaglich

fühlen, der Berliner wird um so tüchtiger, um so tätiger, je miserabler er sich fühlt. Der Deutsche hat darum immer ein Bedürfnis nach Illusionen, er wiegt sich gern in Zuversicht; der Berliner will sich um keinen Preis was vormachen, sich nur ja nicht belügen lassen, er widerstrebt bewußt allen Hypnosen, und heute gar mehr als je. Klarheit ist sein erstes Bedürfnis, und wäre sie vernichtend! Er ist darum zunächst auch immer Pessimist. Zunächst sagt er immer: Schon faul! Er ist zunächst immer überzeugt, daß es schief gehen wird. Doch jammert er darüber nicht, er „raunzt" nicht, im Gegenteil: wenn's schief zu gehen droht, prahlt er fast damit, er läßt sich nicht bange machen, er wird mit allem fertig, er weiß ja, daß sich der Berliner, gerade wenn's ihm am drekkigsten geht, stets am besten hält. Er gibt sich niemals auf, er zieht sich in Gefahr nur erst ganz zusammen, er zieht sich dann ganz auf sich selbst zurück und das tut ihm sehr wohl, er wäre ja doch überhaupt eigentlich am liebsten ganz allein auf der Welt. Darum trägt er auch den Krieg so gut, ihn ficht's nicht an, abgesperrt von der übrigen Menschheit zu sein, er braucht sie nicht, er kann's auch allein. Nie war Berlin so sehr Berlin, das richtige Berlin, eine lieblose, hoffnungslose, gottlose, aber selbstvolle, machtvolle, mutvolle, ganz auf die eigene Kraft, den eigenen Verstand und den eigenen Willen pochende, unbotmäßige, im

vollen Sinne des Wortes autonome Stadt, die sich mit der besten Laune schließlich allenfalls, wenn's sein muß, auch auf Weltuntergang einrichten wird, in aller Ruhe tief bei sich gewiß, daß sie schon auch den Weltuntergang überleben wird und dann wenigstens ungestört gar keine Rücksicht mehr zu nehmen braucht, was sie sich ja schon längst immer gewünscht hat. — In dieser kalten, harten, klaren Berliner Luft heben sich die Kräfte, die jetzt in Deutschland am Werk sind, scharf von einander ab. Drei Typen zeigen sich da, nicht etwa dem Programm, sondern der ganzen inneren Form nach verschieden; sie kommen in allen Parteien vor. Unter den Führern aller Parteien gibt es erstens: Poeten. Das ist gute preußische Tradition. Gneisenau hat sich selbst einen Poeten genannt, der Freiherr v. Stein war einer und Clausewitz auch. Es sind Seher, mit so deutlichen Gesichten der Zukunft, daß ihnen davor die Wirklichkeit des Augenblicks fast verblaßt. So wird der Reichskanzler geschildert, so ist Rohrbach, so mein lieber Jugendfreund Wolfgang Heine, so vermutlich auch Herr v. Reventlow; jeder von ihnen bemüht sich sehr, den Poeten keinen merken zu lassen, nicht einmal sich selber. Dichter sind sie nicht, dazu fehlt ihnen etwas: sie haben nicht die Kraft, was sie schauen, nun auch zu tun und ihre innere Wahrheit so nun auch zur äußeren Wirklichkeit zu bringen. Das unterschei-

det sie von Bismarck, mit dem sie, wenn auch nur in ihren besten Stunden, die Reinheit der inneren Anschauung gemein haben mögen, aber diese bleibt in ihnen stecken, sie gestalten sie nicht, sie ist nicht stark genug, die Welt umzudichten. Bismarck war der Täter seiner Gedichte, sie sind höchstens allenfalls Sprecher der ihren. Da sie selbst fühlen, daß ihnen irgend etwas fehlt, vielleicht nur eine gewisse Rauheit oder Roheit, die dazu gehört, um die Wirklichkeit zu bewältigen, haben sie zuweilen eine sonderbare Schwäche für gewalttätige Menschen, mit denen sie sich zwar innerlich kaum verständigen können, deren Applomb ihnen auf die Nerven fällt, die jedoch auszunutzen sie für rätlich halten, ohne die Gefahr zu bemerken, daß es ihnen dabei geschehen kann, umgekehrt selbst von jenen ausgenutzt zu werden, ausgenutzt und dann abgetan. Denn jene, selbst ideenlos, drängen sich an den Geist, wie sie sich an alles drängen, denn das ist ihr ganzes Wesen, immer zu drängen und immer gedrängt zu sein, immer rotierend, immer in Bewegung und alles bewegend. Dieser zweite Typus, so widerwärtig, daß man leicht unhöflich gegen ihn wird und sich fast versucht fühlt, von Proleten oder Knoten zu sprechen, ist vielleicht gar nicht so häufig als es scheint, die paar Exemplare machen nur einen solchen Lärm, daß man dieses Knüppeldeutschland an Bedeutung wohl überschätzt. Sie

pochen darauf, Bismarcks Erben zu sein; seines Geistes haben sie keinen Hauch. Wenn Geist sich in Wirklichkeit umzuschalten versucht, in diesem gefährlichsten Augenblick für ihn, wo der Geist sich ja gewissermaßen entsetzen muß und in Angst um sich gerät, geht es selten ohne heftigen Stoß, ohne ein unheimliches Knarren oder Knattern ab. Dieses Knarren oder Knattern an Bismarck halten sie nun für sein Wesen, und wenn sie seine hohen Stiefel tragen, glauben sie seine Gestalt zu haben. Aber sie knarren nur, doch das, was an Bismarck knarrte, fehlt ihnen. Er war eine Natur, die zuweilen exzedierte; sie sind bloß Exzesse, und Exzesse von nichts. Bismarck hat sich in seinen Nachkommen gleichsam gespalten und überdies ist dabei jeder dieser beiden Teile noch denaturiert worden: der Dichter zum Poeten, der Täter zum Abenteurer. Aber auch der dritte Typus der jetzigen deutschen Politik blitzt schon in Bismarck zuweilen auf. Bismarck hat sich durchaus als ein Werkzeug der höheren Macht gefühlt. Er erkannte, daß ihm mehr auferlegt war, als er aus eigener Kraft konnte, ja als er selber wußte. Er sah sich durch höhere Hilfe gestärkt. Das Vertrauen auf sie hat ihn erst seiner selbst gewiß gemacht, im Gehorsam gegen den Ruf von oben war er stark, immer stand er bereit, wieder gerufen zu werden, so daß er, wenn er dann endlich den gierig ersehnten inne-

ren Ruf vernahm, zuweilen fast einem Trunkenen, einem Taumelnden oder auch einem Nachtwandler glich, da er ja wirklich fast unbewußt, jedenfalls nicht aus seinem Verstande, sondern auf höheren Befehl, auf ein Diktat hin, aus Eingebung handelnd war. Dieser Glaube Bismarcks ist nun bei seinen Nachkommen zum Aberglauben, aus seiner Inspiration ist an ihnen ein Spuk geworden: er hat auf Gott vertraut, sie vertrauen blind dem Zufall, er hat an die Gnade geglaubt, sie glauben an ihr Glück, er hatte die fromme Zuversicht des Erleuchteten, sie haben die Verwegenheit von Spielern. Dieser Typus des Hasardeurs, der weder an Gott noch an irgendein Ethos, noch auch nur an die menschliche Vernunft glaubt, dem alles zusammengebrochen ist und der nun, dem Nichts gegenüber, alles auf den Zufall setzt, ist der gefährlichste. Alle Begabung besteht für ihn darin allein, Glück zu haben. Wer es hat, der muß es nun aber auch dreist versuchen, es ist ein launisches Weib, das hart angepackt und festgehalten sein will. Wer keines hat, der mag sich nur lieber gleich erschießen und durch die gute Haltung, in der er achselzuckend die Bagatelle dieses albernen Lebens wegwirft, noch den Beifall der Zuschauer finden. Als eine Art Monte Carlo im Riesenformat denken sich diese Glücksritter der Politik die Zukunft Deutschlands. Sie haben es übrigens überall leichter als

in Berlin. Gerade Berlin wird ihnen am läng-
ſten widerſtehen. In Berlin gibt's nämlich noch
Alt-Berlin. In Berlin gibt's noch märkiſche
Menſchen. In Berlin gibt's den Schlag Fontane
noch. Und es könnte ſein, daß der den deutſchen
Geiſt retten wird. Brentano hat einmal (in ei-
nem Brief an Arnim, ſiehe Reinhold Steig in ſei-
nem bei Cotta erſchienenen Buch „Klemens
Brentano und die Brüder Grimm“) die beiden
Grimm „zwei ſehr liebe altdeutſche Menſchen“
genannt. An ſolchen lieben altdeutſchen Men-
ſchen hat ſich Deutſchland noch immer, wenn die
Not am größten war, wieder erneut. Und ſol-
cher lieber altdeutſcher Menſchen ſitzen auch heute
noch genug ſtill verborgen, geduldig harrend, in
dem lauten ruheloſen Deutſchland. Und ſie fin-
den ihre beſte Zuflucht in Berlin. Seltſam iſt
das. Aus der Ferne ſieht Berlin oft ſcheußlich
aus. Aber in dieſem ſcheußlichen Berlin ver-
ſteckt ſich ein anderes, das Erbe des Prinzen
Louis Ferdinand, Schinkels, Rauchs, Menzels
und ſofort bis Fontane, der auch noch nicht aus-
geſtorben iſt. Es iſt anderer Art als jene „lieben
altdeutſchen Menſchen“: „quicker“, weniger
Milchſuppe, meiſt mit einem Zug vom „Schlau-
berger“, mehr gebeizt. Aber die beiden zuſam-
men, Alt-Deutſchland und Alt-Berlin (die Mi-
ſchung täte beiden gut), das wäre noch eine Hoff-
nung.

S a l z b u r g, 10. April. Da geht nun wieder einmal in Wien ein seliger Mensch um, sucht und findet, weiß und will, aber niemand ahnt was von ihm, und wenn er einst verstorben sein und dann sehr gefeiert werden wird, heißt's mit Rührung. Und er war unser! In keiner anderen Stadt bleiben Begabungen so unbehelligt. Auf der Wieden schrieb Chamberlain seine „Grundlagen"; wer wußte davon? In Wien hat Karl Karl Schuch seine feinsten Sachen gemalt; wer kannte ihn auch nur dem Namen nach? Bene vixit, qui bene latuit, behauptet Cartesius; nirgends wird einem das leichter gemacht. Und so spaziert jetzt wieder ein tief von sich beglücktes Menschenskind in seliger Stille durch die liebe Wienerstadt, saugt ihre linde Luft ein, beschwipst sich ein bischen an ihr und an sich, aber niemand merkt's, Gott sei Dank, und erst wenn dieser himmlische Heinrich Tessenow überall ein sehr berühmter Herr geworden sein wird, dann kommt Wien und reklamiert ihn stolz für sich! Mit gutem Grunde sogar, denn er gehört uns wirklich, nicht bloß, weil er jetzt in Wien lebt, und das von Amts wegen, als wohlbestallter Professor an der Kunstgewerbeschule, sondern weil er einer von den Deutschen ist, die den wärmenden Hauch österreichischer Art zu brauchen scheinen, um erst ganz aufzublühen und auszureifen. Wien ist manchen Norddeutschen eine Art Italien: da

lösen sie sich erst, das Starre, Spröde, Steife wird flüssig, sie werden erst frei, sie nehmen sich nicht mehr so schwer, sie lernen sich gehen lassen und meinen dann auch nicht mehr, es sei nötig, sie wechseln sich jetzt in Kleingeld um. Es scheint fast daß ein ganzer Deutscher, ein richtig deutsch gehender Mensch am besten zustande kommt, wenn ein Norddeutscher nach Wien oder ein Oesterreicher über den Main gelangt: daheim droht jener zu verstocken, dieser zu zerrinnen. Und dann gibt's aber auch noch einen ganz besonderen Schlag von Norddeutschen, der gewissermaßen schon einen heimlichen Oesterreicher mitbringt, der zum Oesterreicher geboren ist, wie wieder umgekehrt zuweilen geborene Berliner das Licht der Welt an der Isar erblicken, wofür das Prachtbeispiel Richard Strauß ist. Tessenow, zum Wiener geboren, nun auch noch Wiener geworden, doch stockdeutsch geblieben, dabei vermutlich sich oft genug innerlich wehrend gegen Wien, vielleicht um sich in Angst vor Wien und zugleich doch, wenn auch noch kaum bewußt, in sich tief erfüllt von Wien, ist stark genug gewesen, diese Spannung seines inneren Widerstreits nicht bloß auszuhalten, sondern sich gerade durch sie so zu steigern, daß es den Anschein hat, als ob er mit der Zeit noch ganz jeder besonderen Stammesart entwachsen und vielleicht zum Baumeister des ganzen deutschen Wesens schlechthin werden

könnte, nach dem es solche Sehnsucht hat. Mein unvergeßlicher Olbrich war eben daran, da starb er: schon in seinem Warenhause Tietz zu Düsseldorf, aber am schönsten im Hause Feinhals zu Köln ist nicht bloß der Eigensinn des Individuums, es ist auch, was vielleicht dem deutschen Künstler noch schwerer wird, die Selbstsucht des Stammes überwunden: da hat er in keiner Mundart mehr gebaut, sondern hochdeutsch. Seit Olbrich und Messel tot sind, haben wir keinen umfassenden Baumeister des ganzen deutschen Wesens mehr. In Tessenow steckt einer. Nur droht seiner Unschuld, seiner Reinheit, seiner Einfalt noch die Gefahr, daß sie sich in sich verliebt, sich gar zu verniedlicht, sich ganz ans Zärtliche, Herzinnige, Zierliche verliert. Innere Größe fehlt ihm nicht, es fehlt ihm nur noch die grobe Hand dazu, die „Pratzen“ (oder vielleicht auch bloß die Courage zur Pratzen). Er hat doch jezt Otto Wagner in der Nähe: der kann ihn lehren, Großes nun auch noch groß anzupacken. Wir hätten dann in Wien nebeneinander: an Hoffmann den Baumeister der heutigen Wiener Art, an Tessenow den Baumeister des deutschen Wesens; an Wagner — ja, das ist schwer zu sagen, der geht nicht in ein einziges Wort, er ist übernational, er greift in die Welt hinaus, er trägt viel Vergangenheit in sich und drängt mit ihr aber gewaltsam in die Zukunft vor, er kommt

zuweilen spanisch, Altösterreich lebt in ihm wieder auf, er ist habsburgisch, aber das genügt ihm noch alles nicht, er will mehr, er ist auch wieder amerikanisch, Toledo mit Chicago, das wäre so das Land seiner Seele, in unserer flachen Zeit steht er da, wie manchmal in der Ebene, ganz unmotiviert, ein Berg liegt, kein Mensch weiß woher, er ist und bleibt halt der Otto Wagner; seien wir froh!

Alle diese Gedanken, Wünsche, Hoffnungen hat mir Tessenows entzückendes Buch vom „Hausbau und dergleichen“ angetan (Bruno Cassirer, Verlag Berlin 1916), das mich nicht mehr losläßt, ich hab's immer zur Hand, wie man gern irgendeinen Band Gedichte bei sich hat, den man kennt und doch immer wieder braucht, um einen Atemzug in der guten Luft zu tun, die da weht. Es ist ein unbeschreiblich reines Buch; der Mensch, der daraus spricht, wird einem so lieb. Er meint wohl, daß er nur von seiner Sache spricht, aber wem es mit seiner Sache wirklich ernst ist, der hat die ganze Welt an ihr. Wer reinen Herzens sein Handwerk treibt, der findet den Sinn des Lebens darin. Tessenow hat sich bei der Arbeit Notizen gemacht über die „Technische Form“ oder über die „Symmetrie“ oder über das „Ornament“, ein Buch über sein Handwerk ist's eigentlich bloß, aber weil nun für einen richtig fragenden Menschen alles auf der Welt un-

ter sich und mit Gott zusammenhängt, steht noch viel mehr darin als er selber weiß, und der blaue Himmel schaut herein wie in ein Märchenbuch. Zuweilen erinnert's mich fast an des Cennino Cennini holdseliges „Handbüchlein der Kunst", das der Beuroner Willibrord Verkade (von dem das schöne Bild in der Döblinger Kirche der Karmeliten ist) so herzhaft verdeutscht hat. (Straßburg, Heitz, 1916). Dieses „geringe Mitglied der Malerzunft", wie er sich selber nennt, will uns doch auch nur erzählen, wie man Zinnober reibt oder Leim anmacht oder ein Gesicht abgießt, und doch wird einem ganz fromm dabei. Handwerk, treu gehegt, scheint schon ein gerader Weg zu Gott.

14. April. „Ich habe der Deutschen Juni gesungen, das hält nicht bis Oktober", klagte Goethe, da die Stimmung von 1813, von der er den Epimenides empfangen hatte, schier schneller getrocknet war als sein Manuskript. Soll er noch einmal recht behalten? Auch jetzt wieder? Das Deutschland vom August 1914, wohin ist es? Nicht einen Zug mehr hat das heutige mit ihm gemein. Wir sind solche Schnellkünstler im Umlernen geworden, daß, während man eben das neueste A sagt, schon wieder ein noch neueres B dazwischen springt. Dies aber als ein Zeichen von Schwäche zu deuten, scheint

mir falsch. Wenn, was gestern noch gepriesen wurde, heute verleugnet und 1917 den „Ideen von 1914“ schon wieder abgesagt wird, so geschieht es nicht etwa, weil die Kraft zum „Durchhalten“ nachläßt, sondern gerade, weil man durchzuhalten entschlossen ist, durchzuhalten nicht bloß diesen Krieg, sondern auch den Frieden, und weil man dazu festen Grund will, denn jetzt soll aufgebaut werden für hundert Jahre. Das Mißtrauen des deutschen Geistes gegen jeden Versuch, ihn zu beschwichtigen, sein Widerstand, sich ruhig auf bequeme Formeln niederzulassen, die Ungeduld, mit der er immer gleich wieder weitereilt, beweisen, wie stark er sich weiß. Die Stimmung vom August 1914 wird ihm unvergeßlich bleiben. Aber um einer schönen Stimmung nicht untreu zu werden, sich deswegen nun jeder neuen Gefahr zu verschließen, ist er nicht gewillt. Und er kennt die Gefahr des Schlagwortes. Die Wahrheit selber ist zum Schlagwort geworden, entartet. Ist es wirklich wahr, das Wahre?, ist es wirklich groß, das Große? hat der alte Ibsen gefragt. Es wird Zeit, daß Deutschland wieder so fragt. Klischees sind immer das Aergste und das von der allheilenden, alleinseligmachenden „Organisation“ fing wirklich schon an, unerträglich zu werden. Auf einmal aber heißt's jetzt von allen Seiten: Wir sind überorganisiert! Dr. Paul Fleischer, der Berliner Sekretär der

katholischen Arbeiterverbände, war, soviel ich weiß, der erste, der es aussprach (in seiner sehr klugen, die „Selbstverwaltung der Erwerbsstände“ fordernden Schrift „Freiwirtschaft, Staatssozialismus, organische Wirtschaftsordnung.“) Nun geht's plötzlich von allen Seiten gegen den „Kriegssozialismus“ los, und wie man schon bei solchen öffentlichen Erörterungen stets aus einem Schlagwort ins andere fällt, wär's gar nicht unmöglich, daß nächstens noch einmal wieder der brave alte Adam Smith zu Ehren kommt; was der Jüngling stolz überwand, holt der Greis gehorsam wieder nach und zuweilen hätte man schon wirklich fast das Gefühl, alles kreise bloß. Aber nicht bloß in der Kriegswirtschaft hat der „Sozialismus“ (an dem übrigens, was vor dem Krieg Sozialismus hieß, ganz unschuldig ist) versagt, sondern auch im höchsten Sinn, als Weltanschauung, als Ueberwindung des Individualismus wird er nun von Fragezeichen umringt. Einreihung, Einordnung, Eingliederung des Individuums in Volk und Staat, eben noch als das letzte, das höchste Wort unserer ganzen geschichtlichen Entwicklung ausgerufen, scheint auch schon wieder überholt. Vielen ist über Nacht auf einmal bang geworden, bang um das Individuum, das man eben noch zu verabschieden so leichten Sinnes bereit war. Jetzt aber wird ihnen Angst, es mit Haut und Haar verschlungen zu sehen, vom

Volk, vom Staat. Und wenn das Individuum erst verschluckt sein wird, fragen sie, was bleibt uns denn dann? Nämlich: was vom Staate, was vom Volke, die ja doch nur an Individuen, in Individuen, durch Individuen überhaupt da sind, bliebe denn noch, wenn Staat und Volk erst das Individuum ganz aufgesaugt hätten? Und ferner: Staat und Volk, was sind sie denn als selbst auch wieder Individuen, nur freilich noch in viel größeren Maßen? Und wenn uns schon der Individualismus der einzelnen in seiner Selbstsucht, seiner Gewissenlosigkeit, seiner Wildheit so furchtbar schien, wer schützt uns dann erst vor den Anmaßungen solcher ungehemmter Riesenindividuen wie Staat und Volk? Wer gar schützt sie vor einander? Und schon nimmt ein deutscher Professor das Wort (es ist echt, daß das öffentliche Gespräch der Deutschen jetzt durchaus von Professoren geführt wird), der Leipziger Professor Otmar Dittrich, in einem zu Berlin in der Kant-Gesellschaft gehaltenen Vortrag über Individualismus, Universalismus, Personalismus. An ein Wort Herders erinnernd: „Vergiß dein Ich; dich selbst verliere nie!", trennt er „Individualität" scharf von „Persönlichkeit". Jene sagt mit Stirner: „Ich bin das Maß von allem", mißt sich soviel Recht zu als sie Macht hat, setzt sich absolut, duldet nichts mehr über sich, wird Gott. Sie will auch

er überwinden, aber nicht durch den Universalismus, der nun bloß die Vermessenheiten des Einzelnen auf den „Gesamtgeist“ überträgt und, nur noch in einer gräßlichen Vergröberung und Vergrößerung, genau so verheerend und verzehrend, egoistisch, relativistisch und utilitaristisch wie der Individualismus ist. Da hätten wir also wirklich den Teufel mit Belzebub ausgetrieben. Retten kann uns vor dem Individualismus wie vor dem Universalismus nur die Persönlichkeit. „Vergiß dein Ich, dich selbst verliere nie!“ Was aber ist nun dieses Selbst in uns, zu dem wir über das Ich in uns hinweg gelangen sollen? Was ist Persönlichkeit? Vernunft und Liebe. Wenn das Ich inne wird, bloß eine „Relativierung des Absoluten“ zu sein und nun nach „Aufhebung dieser Relativierung“ strebt, zu Gott strebt, dann ist es für Dittrich erst zur Persönlichkeit geworden. „Höchstes Glück der Erdenkinder“ nennt Goethe die Persönlichkeit, und so würde dies höchste Glück nur erreicht, wenn das Erdenkind zum Gotteskind wird.

Das Stärkste sind in diesem Vortrag die Stellen gegen den individualistischen Staat, der, in welcher Form immer, zum „Machtgierstaat“ wird, weil es in seinem Wesen liegt, zu verlangen, daß er „womöglich der einzige Staat auf der Welt“ sei, der „Ueberstaat und höchster Staat werden will“; er ist „der Leviathan, der

die einzelnen verschlingt . . . selbst nur relative Gleichberechtigung anderer Staaten gilt ihm als Unrecht". Ihm setzt nun Dittrich den „personalistischen Staat" entgegen mit dem ethisch politischen Wahlspruch: Alle für einen und einer für alle, und doch jeder ganz er selbst! „Nach außen verzichtet er auf imperialistische Ansprüche. Er will Staat unter Staaten, nicht der einzige Staat der Welt sein. Ein die Welt umspannendes Staatensystem ist sein Ideal, das der absoluten Souveränität keines einzelnen Staates zuwider ist, dessen Gemeinsamkeit nur darin besteht, daß jeder einzelne der darin einbegriffenen Staaten nach seiner Eigenart das Gute in der Welt durchzusetzen sucht mit Hilfe der anderen." Es ist dasselbe, wenn auch in anderen Worten, da nun schon einmal jeder Deutsche den Ehrgeiz hat, sein besonderes Idiom zu sprechen, was Friedrich Wilhelm Foerster, was Max Scheler verkündigt, dasselbe, was ich miterwirken helfen möchte, es ist die alte Christenheit, auf die wir alle hoffen, es ist der „gerechte" Staat, in dem auch Leopold Ziegler in seiner gedankenvollen, tiefblickenden und hochgesinnten Schrift über „Volk, Staat und Persönlichkeit" (S. Fischer, Berlin) die Rettung der Persönlichkeit aus ihrem „Notstande" sieht, der aber freilich nicht dekretiert, nicht verfaßt werden kann, der nicht möglich ist, „solange nicht der Wille zur Gerech-

tigkeit in einer hinreichenden Anzahl von Einzelpersonen erwacht und erstarkt", der in dem Augenblick entsteht, wo „diese seelische Bereitschaft zur Gerechtigkeit zur befestigten Gewohnheit wird". Und merkwürdig: Dittrich beruft sich für seinen Personalismus auf den Evangelisten Johannes, Ziegler ruft den heiligen Augustinus an und beide wenden sich zu Gott, beide finden die deutsche Zukunft im Glauben. Ja Ziegler sagt geradezu, „daß alle Instanzen unserer westeuropäisch-amerikanischen Weltkultur vollkommen versagt haben — alle, bis vielleicht auf eine einzige. Denn es wird vermutlich von schwer berechenbaren Folgen für den Zustand nach dem Kriege sein, daß Benedikt XV., leider ohne die materielle Macht eines amerikanischen Präsidenten, wenigstens bisher die Haltung wahrte, die Woodrow Wilson zur schmerzlichen Enttäuschung ehrlicher Europäer nicht aufzubringen vermocht hat. Außer dem deutschen Generalstab, wird man später einmal sagen, gab es damals nur eine einzige Körperschaft, wo der Würdigste und Tüchtigste an die erste Stelle kommen konnte. Und niemand, nicht Protestant, nicht Jude und nicht Türke, nicht Freigeist, Monist oder Atheist wird an der Tatsache ganz vorüber gehen dürfen, daß dies die Kurie gewesen ist."

20. April. Seltsam, wie Gedanken springen, nicht bloß „in der Luft liegen“, sondern durch die Luft fliegen und dann plötzlich an vielen, ohne Verabredung, und doch wie auf ein gemeinsames Zeichen, wie auf Kommando verlauten! In der von J. Lang-Liebenfels herausgegebenen „Ostara“, einer der Rassenpsychologie, mit der ich nichts anzufangen weiß, und einem Aristokratismus, der mir armem Volksmenschen eher unheimlich ist, ergebenen, mich dann zuweilen aber, gerade wenn ich am wenigsten darauf gefaßt bin, wieder tief geheimnisvoll verwandt berührenden Zeitschrift, fand ich neulich diesen wunderlichen Lobgesang auf Napoleon: „Wie merkwürdig mutet es uns heute an, wenn wir in dem Tagebuch von St. Helena lesen, daß Napoleon I. zu seinen Gefährten sagte: „Wer weiß, ob die Engländer nicht eines Tages bedauern werden, bei Waterloo gesiegt zu haben“, das heißt Preußen zum Siege verholfen zu haben? Immer wiederholt Napoleon, daß eine Zeit kommen werde, wo die Völker schmerzlich empfinden werden, daß er sein Werk nicht zu Ende führen konnte. Wenn man berücksichtigt, daß er mehreremale ausdrücklich betonte, er hätte mit den Deutschen Großes vorgehabt und sein Ziel sei die Universalmonarchie gewesen, so wird man wohl mit Berechtigung annehmen können, daß er eine Einigung aller germanischen Völker, kurz der heroi-

schen Rasse, wie wir heute sagen würden, plante, um sie zur Alleinherrscherin über den ganzen Erdball zu machen. Ewig schade, daß ihm die Ausführung dieses Planes nicht geglückt ist." Es schien mir sonderbar, daß einem gerade jetzt einfällt, überhaupt an Napoleon zu denken. Und siehe, da stehen aber auch bei Ziegler an die dreißig Seiten über ihn, und von hinreißender Kraft eindringlichster Psychologie! Deutscher Napoleon-Kult mitten im Weltkrieg? Auch ein Zeichen unserer unendlichen Sehnsucht nach einem einzigen großen Menschen, nach einem ganzen Mann!

20. Mai. Es sind gerade dreißig Jahre, daß ich in der Alserkaserne diente. Der älteste der ganzen Abteilung, von der Universität relegiert, aber auch sonst von den Kameraden mit einer Art Respekt, ja fast mit Scheu behandelt, weil ich aus Berlin kam und schon „gedruckt", ja sogar „gespielt" war, fand ich mich gern in die muntere Schar und die dem hochgemuten Burschenschafter doch eher ungewohnte Zucht der Abrichtung fiel mir leichter, als ich gedacht hätte. Der Ton unserer wohlgelaunten Offiziere war mir bald vertraut, der Gang nach der Schmelz half mir die wachsende Neigung meiner halbgelehrten, halbverbummelten Existenz zu deutscher Bequemlichkeit überwinden und es ist eines der vielen unver-

hofften Wunder meines Lebens, daß ich damals das ganze Jahr kein einzigesmal eingesperrt oder sonst abgestraft worden bin. Abends aber, nach dem „Befehl“, erging ich mich im entwöhnten Zauber der gelinden, gar nach Berlin doppelt wohlschmeckenden Stadt, saß im Griensteidl, wo man damals die literarischen Weihen empfing, und zechte scharf im Spatenbräu; wann ich eigentlich damals schlief, ist mir nicht mehr erinnerlich. Aber die schönsten Stunden jener verklungenen Zeit gab mir doch ein Haus in der Berggasse. Wie schön sie waren, wie viel ich ihnen verdanke, was ich mir alles daraus fürs ganze Leben mitnahm, ist mir erst später recht bewußt geworden. Ich werde das nie vergessen.

Das Haus in der Berggasse gehörte damals dem Doktor Viktor Adler, einem jungen Arzt, der, wohlhabend genug, um seine Kunst nicht ausüben zu müssen, vom Bürgertum, dem er erst seine nach Tat verlangende Kraft zugewendet hatte, bald enttäuscht, eben daran ging, die Arbeiter zu sammeln. Ich war in Berlin über Bismarck und die kaiserliche Botschaft mit Hilfe Stöckers und Adolf Wagners, einer gewissen Ungeduld meiner Natur, in allen Dingen immer gleich den Trumph auszuspielen, folgend, ein gelernter Marxist geworden; ich machte ja stets alle geistigen Moden mit, freilich nur solange sie noch nicht Mode waren, um mich dann, wenn sie's wurden, gleich wie-

der einer anderen zuzuwenden, die es erst zehn Jahre später wurde; über mich war verhängt, erst das ganze Ringelspiel aller Irrtümer der Zeit kennen zu lernen, bevor mich Gott als alten Mann die Wahrheit finden ließ. Das Haus in der Berggasse war auch eine Station; ein Jahr darauf, in Paris, wurden die Pferde gewechselt und Baudelaire und Flaubert eingespannt, statt Marx und Engels; schließlich ist die Hauptsache, daß man vorwärts kommt.

Aber ich fand in der Berggasse mehr, als ich gesucht hatte: nicht bloß Beschäftigung, Befriedigung meines Marxismus, sondern den ermannenden Anblick einer sehr starken, dabei durchaus beherrschten und von stiller Anmut durchwehten Geistigkeit. An dem jungen Arzte fiel mir zunächst auf, mit welcher Härte hier ein unerbittlicher Verstand sich den ganzen Menschen unterworfen hatte. Der übrige Mensch war nicht unterdrückt, nicht ausgelöscht, er blieb vorhanden und in stillen Stunden ließ ihn der Verstand noch zuweilen gewähren, ja der Verstand spielte lächelnd mit dem Gemüt, das sozusagen im Hofe lustwandeln durfte, wenn es nur eingedenk blieb, ein Gefangener zu sein, der nichts mehr zu sagen hat. Daraus ergab sich eine seltsame, fast rührende Art eines eher schüchternen, im Grunde doch unendlich liebenswürdigen Humors, den nur dann gleich wieder der ungeduldige Verstand zum

bloßen Witz herüber riß. Ich habe kaum einen anderen Menschen gekannt, der so von seinem Verstand terrorisiert worden wäre. Verstandesmenschen haben sonst ja meistens nichts zu terrorisieren. Hier aber lag unter dem Verstande viel verborgen, und so sah sich der Verstand zur schärfsten Wachsamkeit genötigt, er fühlte sich noch nicht sicher, es war noch immer ein Aufruhr der Gefühle möglich. Ja ich glaube heute noch: hier lag eigentlich ein Dichter verborgen, der nie ganz erstickt ist. Dieser Mann hatte sich offenbar früh mit dem Verstand ein Ideal von sich gemacht und bot nun alle Kraft eines ganz ungewöhnlich starken Willens auf, es an sich auszuführen, aber nicht etwa durch einen Gewaltstreich, sondern mit still ausharrender, vielleicht bis in seine Träume hinein noch wachsamer Geduld. Das zwang mir damals solche Bewunderung ab. Jetzt scheint's mir nicht mehr recht, mit einer Seelenkraft alle anderen zu vergewaltigen. Jetzt gilt mir als Ziel: höchste Ordnung des ganzen inneren Menschen bei höchster Freiheit jeder einzelnen inneren Kraft in dem ihr zugewiesenen Raum zu der ihr aufgetragenen Pflicht. Aber als inneres Kunststück, als Probestück sittlicher Arbeit an sich, als Meisterstück eines großgebornen und in unablässiger Uebung noch gesteigerten Willens muß ich es auch jetzt noch staunend verehren.

Aber wie jede Farbe je nach dem Grunde wirkt, den sie hat, so hebt sich der Mensch von der geistigen Luft ab, in der er steht, und jene Stunden in der Berggasse wären mir vielleicht nicht mehr so lebendig ohne den unvergeßlichen Hauch des Heims. Dieses trauliche Wort ist das rechte: ein Heim hatte der Verstandesathlet. Wenn auf einmal da die Tür aufgegangen und Schubert mit Schwind und Bauernfeld eingetreten wäre, man hätte sich gar nicht gewundert, sie hätten sehr gut hereingepaßt. Statt Schubert kam aber meistens Pernerstorfer mit seiner lieben Frau, die paßten ebenso gut, und eigentlich war's auch gar kein so großer Unterschied, im Ton war's, wie wenn's der Schubert und der Schwind gewesen wären. Alt-Wiener Luft, Altwiener Ton, Alt-Wiener Sinn lag auf der gesteigerten, ja gereizten Geistigkeit des Hauses. Ich fragte mich damals oft im stillen, was mich denn eigentlich so mächtig hinzog; ich konnte den Zauber nicht beim Namen nennen. Als ich aber dann im Herbst vor der ernsten Hausfrau stand, um dankbar Abschied zu nehmen, gab sie mir nach Paris ein Andenken mit, ihr Lieblingsbuch: Stifters Nachsommer. Ich verstand das erst viel später recht. Es war, als hätte sie mir ihr eigenes Bild mitgegeben. Sie blieb zeitlebens einer Gestalt aus dem Nachsommer gleich.

In Stifter-Lust sind die Kinder Viktor Adlers aufgewachsen.

14. Juni. Und was man mir gegen Clam auch immer sage, dieser meiner Ungeduld allzu bedächtige, vor lauter Gründlichkeit noch immer nicht schlüssige Mann, der sich mehr Zeit läßt als wir haben, meint es doch im Grunde recht und kein besserer ist zunächst noch in Sicht. Er braucht Weile, doch vielleicht nicht so sehr aus Unentschiedenheit des Willens, als weil er (so selten bei uns!) ein starkes Gefühl der Verantwortung hat. Es genügt ihm nicht, sich und uns über die nächste Stunde hinwegzutäuschen. Ut aliquid fecisse videatur, gehört nicht zu seinen Maximen. Es kommt ihm nicht darauf an, daß bloß um jeden Preis irgend etwas geschieht oder zu geschehen scheint, sondern er will, daß das Richtige geschehe. Seiner Sache sicher, vielleicht eher intuitiv als diskursiv, mehr dem Gebot der Empfindung als Grundsätzen gehorsam, maßt er sich nicht an, deswegen aber auch schon des unfehlbaren Mittels gewiß zu sein. Er hat ein Ziel, nun sucht er den Weg dazu, leugnet gar nicht, daß er ihn erst sucht, scheut sich auch nicht zu fragen, fragt und fragt wieder, sucht und versucht, scheint zu zögern, während er doch nur erst das Ergebnis prüft: geht es so nicht, so wird's vielleicht anders gehen, gehen muß es! Denn er weiß ja das Ziel, und

wie, ja selbst wann er ankommen wird, ist ihm schließlich nicht so wichtig als ans Ziel zu kommen.

Wir hatten uns verirrt, von Oesterreich weg, so weit, daß wir es am Ende schon gar nicht mehr sahen. Gab's denn das noch? Wir wußten's längst nicht mehr. Nur manchmal träumten manche noch bange davon. Jetzt haben wir es wieder erblickt, wir sehen, es ist wieder da, hoch über uns! Aber weit von uns, noch weit. Wir sehen es, aber noch sehen wir den Weg dahin nicht. Den Weg müssen wir erst finden. Vielleicht müssen wir ihn erst bahnen. Wir müssen durch, wir müssen empor. Wir wollen empor, alle wollen empor, zum selben Ziel. Einer glaubt hier durchzukommen, der andere dort, keiner weiß noch, wem es glücken wird. Folge doch jeder seiner Spur mit ganzer Kraft, aber alle stets den Blick empor, zur Höhe, auf Oesterreich, und immer bemüht, in Hörweite zu bleiben von den andern, um sie zu rufen, wenn einer doch endlich ins Freie gelangt oder aber wenn er auf seinem Pfade sich im Gestrüpp versteigt, wieder zurückzufinden zu den mitsuchenden Brüdern!

Alle wollen empor, alle wollen Oesterreich. Alle haben dasselbe Ziel, keiner weiß noch den Weg, jeder sucht ihn. Nur will keiner erlauben, daß ihn der andere anders suche. Ja es gibt Monomanen unter uns, die, bevor sie zuließen, daß auch von

anderen anders gesucht wird, in ihrem Unmut lieber selbst zu suchen aufhören und lieber das ersehnte Ziel gar nicht erreichen als auf anderem Weg. Vor solcher Tollheit nicht zu verzagen, dazu gehört die wirklich bewundernswerte Geduld Clams: er muß sehr stark und innerlich ganz fest sein, um im Lärm diese stille Zuversicht zu bewahren, mit der er auf jeden hört, jeden anhört, sich mit jedem einläßt und sich aber von keinem beirren, von keinem verführen läßt, bereit, jeden Weg zu wagen, aber auch bedacht, auf keinem das Ziel zu verlieren, immer den gläubig vertrauenden Blick nach oben, nach der neuen Form unseres alten Völkerbunds. Ein wunderlicher Heiliger hat einmal gesagt, er wünsche sich, lieber mit Gott zur Hölle als ohne Gott zum Himmel zu fahren. Solcher wunderlicher Oesterreicher bedürfen wir jetzt, die selbst die Hölle nicht scheuen, wenn es nur nach Oesterreich geht!

Aber freilich, o Clam-Martinic Cunctator, der rechte Sinn allein hilft uns noch nicht, es gilt jetzt mehr, es gilt die Tat, und rasch, rasch! Wir brauchen nicht bloß den Glauben an Oesterreich, wir brauchen nicht bloß die Hoffnung auf Oesterreich, wir brauchen den Führer nach Oesterreich! Darum enttäuscht die Rede Clams, die nur wieder beteuert, was gar nicht mehr erst beteuert werden muß: sie ladet uns bloß von neuem ein, mit ihm auf Oesterreich loszugehen. Aber ja!

Gern! Wir wollen ja! Alle wollen, die Deutschen wie die Slawen wie die Romanen. Aber er gehe doch endlich selber voran, es wird Zeit! Alle warten ja nur, daß ihnen einer den Weg zeigt!

15. Juni. Es handelt sich in Oesterreich einfach um das Problem der Form; am Former der Wirklichkeit fehlt's. Oesterreich ist in der theresianischen Form stehen gelassen worden. Ein wahres Wunder, daß es darin nicht erstickte! Es wuchs insgeheim, wuchs weiter, wuchs wuchernd, wuchs die Form aus, wuchs sie durch und überwuchs sie, bis zu der höchst unnatürlichen Erscheinung, daß zuletzt alles vertauscht und der Kern außen war, die Schale schon das innere Wesen schien. Die lebendige Wirklichkeit hat sozusagen mit ihren Säften durch die starre Form durchgeschwitzt, so daß zuletzt alle nachwachsende Wirklichkeit nur noch gleichsam als ein Ausschlag und nässender Aussatz an der darunter eiternden alten Form erschien, an der Bureaukratie. Daß diese, statt immer wieder Wirklichkeit in sich einzulassen, ihr nachzugeben und so sich selber umzuformen, starr blieb und jene zwang, unterirdisch auszuschwären, wobei nicht bloß die Wirklichkeit, sondern ebenso der Knochen der Form, die Bureaukratie selbst, aber auch noch die Wurzel, aus der allein sich alle Kraft erneut, die Vergangenheit, in der sich alle

Zukunft birgt, anfaulen mußte, das ist der eigentliche morbus Austriacus, und es wird nichts übrig bleiben, als das ganze Geschwür einmal aufzustechen, den harten Grat der abgestorbenen Form der Bürokratie, die tot in unserem lebendigen Leibe steckt, auszuschneiden, und wenn sich dann die fortwirkende Kraft der Vergangenheit, solange gestockt, endlich wieder frei bewegen und der alte große Sinn der Ahnen ins neue Bedürfnis zu froher Zukunft bereiter Enkel ergießen kann, zu hoffen, daß dann die notwendige, die natürliche Form von selbst entsteht, die leichte, geschmeidige, sich anschmiegende, federnde, biegsame Form einer festen Gemeinschaft bei gesicherter Freiheit aller, ein kaum fühlbares, doch die Seelen bindendes Band, und (heißt's in den „Vier Jahreszeiten" Goethes) „bänd' es auch nur leicht wie die Binse den Kranz!"

Die einen schwärmen nur vom alten Oesterreich, die anderen nur für ein neues. Aber wie will man denn erhalten, als indem man verjüngt? Was will man denn erneuern als das Alte? Stirb und werde! bleibt überall das Losungswort des Lebens. Alle Vergangenheit verlangt nach Zukunft und alle Zukunft kommt aus der Vergangenheit. Das Kind ist des Mannes Vater und nur wer auf den Rat „Werde, was du bist!" wie auf die Warnung „Du bleibst am Ende, was

du bist!“, nur wer auf beide hört, hat erst die ganze Wahrheit.

„Eine Ausgestaltung der verfassungs- und verwaltungsrechtlichen Grundlagen des gesamten öffentlichen Lebens sowohl im Staate als in den einzelnen Königreichen und Ländern, insbesondere in Böhmen“, hat der Kaiser verheißen, uns zugleich ermahnend, eingedenk zu sein, „daß die Kraft der Monarchie nicht zum wenigsten in ihren geschichtlich gewordenen Eigentümlichkeiten wurzelt und daß nur die liebevolle Bedachtnahme auf sie diese lebendige Kraft zu erhalten und fortzuentwickeln vermag“. Und ebenso hat Clam die „Notwendigkeit eines zweckmäßigen und organischen Ausbaues des Bestehenden“, er hat „das Bedürfnis nach der freien nationalen und kulturellen Entwicklung gleichberechtigter Völker“, er hat die Pflicht anerkannt, „vor allem auch dafür zu sorgen, daß Gesamtheit und Teile, Staat und Völker sich wechselseitig geben, was sie brauchen“. Damit ist aber mehr als eine Verfassungsreform angekündigt. Denn um die Verfassung zu reformieren, müßten wir erst eine haben. Es müßte die Wirklichkeit Oesterreichs schon geformt sein, was seit siebzig Jahren nicht einmal mehr versucht worden ist. Auf dem Grunde, den damals der Verfassungsausschuß gelegt hat, ist siebzig Jahre lang nicht bloß nichts mehr erbaut, sondern, wie

Josef Redlich mit einem prachtvoll anschaulichen Vergleich gesagt hat, jenes Kremsierer Werk ist immer nur als ein „Steinbruch“ benutzt worden, ohne daß die Bureaukratie freilich mit diesen ausgebrochenen Steinen irgend etwas anzufangen wußte, da sich ja Steine für ein Kartenhaus in der Tat nicht sehr eignen. Die Wirklichkeit Oesterreichs ist unter der Herrschaft der Bureaukratie (die größte Dummheit der Deutschen war, die Willkür der Bureaukratie zu stützen und sie gegen die Freiheit der Völker, auch des eigenen, zu schützen) nur zuweilen in Rechtsverwahrungen zum Vorschein gekommen, um immer gleich wieder unterdrückt oder doch vertuscht zu werden. Alle Wirklichkeit Oesterreichs galt siebzig Jahre lang für Hochverrat, erlaubt war nur noch amtlich beschriebenes Papier.

Die Rede Redlichs ist ein Meisterstück. Aus einer lebendigen Anschauung des wirklichen Oesterreich, mit der stärksten Empfindung für unsere Vergangenheit, unsere Gegenwart und unsere Zukunft, in reinster Erkenntnis unserer Natur, der uns von ihr gebotenen Pflichten und der dazu notwendigen Mittel spricht hier ein Mann, der die Welt kennt wie sie ihn, im Einverständnis mit den Besten seiner Zeit lebt und nun aber den edlen Ehrgeiz hat, alles, was er gesehen, erlauscht, erkundet, erprobt, gewogen

und für recht befunden, geprüft und als wahr erkannt hat, dem Vaterlande darzubringen. Was ihn denn allen Parteien gleich verdächtig macht: sie haben auch ganz recht, denn er will Oesterreich und das wäre ihr Ende. Er sieht unser Problem: das geschichtlich Gewordene nun endlich auch bewußt zu gestalten und die „Gespenster der Vergangenheit“ zu bannen durch die lebendige Gegenwart, das „historische“ Recht zu bannen durch „die darin steckende Rechtsidee“, zu bannen durch ein neues Recht, „das auf dem Konsens beruht“, auf dem gemeinsamen Willen aller österreichischen Völker, nicht auf einem ohnmächtigen Handstreich des säbelrasselnden und um Oktroyierungen brüllenden Unglaubens an Oesterreich. Er sieht, daß, wer unser glorreiches altes Oesterreich in seiner Herrlichkeit und Fülle bewahren und erhalten will, es verjüngen muß aus der Willenskraft seiner Völker. Er sieht, daß das Oesterreich der Bureaukratie dies nicht vermag, daß wir ein neues Oesterreich brauchen, das Oesterreich der Autonomie, das sich seit Taaffe unaufhaltsam entwickelt hat, als eine unabweisbare Notwendigkeit, wenn es auch „nicht dem Staatsideal entspricht, welches der unverändert gebliebene oder sagen wir, der, wenn auch nicht ganz, aber im Wesen unverändert gebliebene Träger, die Wiener Bureaukratie sich vorstellt: Oesterreich ist eben anders, als es sich

die zum Teile noch heute verdienten Erben noch verdienterer Männer, die diesen Staat als Beamtenstaat geschaffen haben, denken." Diesen „verdienten" Erben spricht er das Urteil, indem er sagt: „Bureaukratie ist ein unentbehrlicher Träger des staatlichen Lebens, aber eine unüberwachte Bureaukratie ist im modernen Staat undenkbar." Und wenn er eine Reform Oesterreichs durch Oktroyierungen für unmöglich, die Autonomie (durch den Gedanken einer nationalen Autonomie neben der alten historischen noch ergänzt) für einen Grundpfeiler der neuen Entwicklung Oesterreichs hält und die Kremsierer Arbeit vom Abgeordnetenhause vollendet wünscht, so weiß er doch auch, daß dazu die Bedingung „eine wirklich führende und leitende Regierung" ist. „Was bei uns „Staat" genannt wird, ist vielfach nichts anderes als eine große, durch Jahrhunderte entwickelte Zwangsmaschine, der Zwangsapparat, den jedes Volk notwendig hat. Das große Problem, das im Jahre 1848 zum erstenmal vor unsere Völker getreten ist, war die Ueberleitung dieses Zwangsstaates, dieses hereditären Zusammenhaltes, der wie in alter Zeit auch noch heute vom Standpunkt des Gemütes und der Tradition sich in der Krone und in dem Träger der Krone verkörpert. Wir brauchen eben im modernen Oesterreich einen Staat, der sich aus diesem Zwangsstaat heraus um-

bildet in einen Völkerstaat, der darauf beruht, daß alle Völker dieses Staates den Zwang, der um der Einheit willen auf sie ausgeübt werden muß, und die Resignation, die allen Völkern dieser Zwang auferlegt, als ein Ergebnis empfinden, an dem sie mitgewirkt haben."

26. Juni. Ich hoffe, die Kärrner frohlocken zu früh: Clam ist noch lange nicht „erledigt", er kehrt wieder. Was man an ihm so sehr vermißt hat: Die Geschicklichkeit, Fingerfertigkeit, Geläufigkeit des mit allen Salben geschmierten Routiniers, die Quacksalberei mit Wunderkuren der diskreten Bestechungen, die Koloraturen des parlamentarischen Machers und Mäklers, dafür wird er sich, wenn es schon wirklich anders bei uns nicht geht, das nächstemal irgend einen Handlanger, Laufburschen, Faktor zu finden wissen. Aber ein Mann so reinen Willens, so fester Haltung, so sicheren Sinnes ist uns gerade jetzt unentbehrlich. Mit den Schlichen namenloser Beamten, deren Begabung bloß in ihrer dicken Haut, witzigen Scheinlösungen und der Auskunft, alles zu vertagen, besteht, geht's nicht mehr: Oesterreich läßt sich jetzt nicht mehr vertagen. Ich hoffe, daß er wiederkehrt, mit einem Ministerium der Nationalitäten, aller unserer Nationalitäten, und daß er dann, ohne lange zu fragen, den Mut haben wird, eine konstituierende

Nationalversammlung zu berufen, die uns eine Verfassung gibt, eine Verfassung der Gerechtigkeit, Ordnung und Freiheit, allen österreichischen Völkern und allen österreichischen Staaten gemäß. Es wird Zeit, 1526 in die Form von 1914 zu bringen. Sonst kann es uns passieren, daß der europäische Friedenskongreß unsere inneren Fragen verhandeln muß, die wir schließlich doch selber immer noch besser verstehen.

27. Juni. In einem höchst lesenswerten, verstandeskühlen und doch so wehmütigen Aufsatz über „Friedrich Adler und die Partei" (Juliheft der sozialdemokratischen Monatsschrift „Der Kampf") versucht Austerlitz, im marxistischen Jargon, doch mit unerbittlicher Wahrhaftigkeit, zu erklären, aus welchen Gründen die internationale Sozialdemokratie im Weltkriege versagt hat: „Daß die Internationale, daß die Sozialdemokratie in jenem Unheilsjuli überall untätig blieb, hat den Eindruck erzeugt, daß sie nicht erst ausgeschaltet worden wäre, nachdem die eisernen Würfel gefallen, sondern daß sie sich selbst ausgeschaltet habe, in dem Zeitpunkt ausgeschaltet, als um die Entscheidung gerungen wurde. Hätte die Sozialdemokratie in jenem Schicksalsmonat die Gefahr, in die der Friede geraten war, begriffen, gegen den Krieg gekämpft und gegen die Kriegs-

erklärungen alles in die Wagschale geworfen, was sie an Kraft besaß — und damals war es nicht wenig —, so hätte sie, wenn den Krieg schon nicht verhindert, doch für sich das Bewußtsein errungen, ihre Pflicht getan zu haben und den Massen die Gewißheit eingehämmert, daß es ein Krieg nur der herrschenden Klassen ist, ein Krieg, der sich auftut gegen den Willen der arbeitenden Menschen. In der Selbstausschaltung der internationalen Sozialdemokratie vor dem Kriege liegt der Keim ihrer unklaren und schwankenden Haltung nach Kriegsausbruch; wohl da ist ihre tragische Schuld zu suchen." Zwei Tatsachen hätten damals die Haltung der Internationale bestimmt: „Daß erstens jede Partei glauben konnte, glauben mußte, also wirklich glaubte, daß ihr Land angegriffen werde, der Krieg ihres Landes also ein zweifelloser Verteidigungskrieg sei, und daß zweitens kein sozialistischer Mensch in Europa meinen konnte, keiner also gemeint hat, daß der Krieg drei Jahre dauern werde und nach drei Jahren der Friede noch immer nicht sichtbar sein werde. War es also ein Irrtum, daß sich die Sozialisten zu der Landesverteidigung verpflichtet glaubten und sie nicht in Widerspruch, vielmehr im Einklang mit den Grundauffassungen des internationalen Sozialismus erblickten, so war es ein allgemeiner Irrtum, und diese Allgemeinheit macht sein weltgeschichtliches Wesen

aus ... Das ist wohl der Urgrund, der die ganze Welt und nicht zum wenigsten auch die Sozialisten selbst so überraschenden Erscheinung, daß mit dem Kriegsausbruch alle Ueberlieferungen der Internationale versanken, daß sich alles, was wir durch die ganze Zeit der Aufrichtung und Geltung der Internationale und insbesondere in den letzten Jahren vor dem Kriege an entschlossener Ablehnung und Bekämpfung des Krieges verkündigt hatten, wie Spreu im Winde verflüchtigte und daß sich die Sozialisten in die eine und gemeinsame Front der Landesverteidigung überall willig eingeordnet haben."

3. Juli. Amnestie! Da hätt ich heut am liebsten auf offenem Markt laut aufgeweint vor Seligkeit! Und im ersten Augenblick war mir: wir haben ja diese ganzen wüsten drei Jahre nur gräßlich geträumt, jetzt aber tagts, der Spuk der äffenden Nacht zerstiebt und dies alles ist weg, dies alles war ja gar nie, wie konnten wir auch nur jemals wähnen, es wäre! Dann aber mahnte mein Gewissen mich: Nein, so leicht dürft Ihr's Euch doch nicht machen, Ihr habt eure Schmach nicht bloß geträumt, das ist nicht ein ruchloser Spuk gewesen, nein, das war, das konnte sein! Und ich gelobte mir: Vergessen sei, was war, doch unvergessen bleibe, daß es war, daß es je möglich war, daß es jemals sein konnte! Und ver-

gessen wird, was war, wahrhaft vergessen und gesühnt und abgetan von uns wird es nicht früher sein, bis alle Schuld daran in jedem von uns selber erst ausgetilgt ist für alle Zeit, ausgetilgt der Ungeist unserer Selbstsucht, Habsucht, Nachsucht, und wir aus der Naserei der Willkür, des schnaubenden Neides, der Gewaltsamkeit wieder heimgefunden haben werden in unser Vaterland, heim zum stillen Liebesblick, zur einenden Liebeskraft, zum innigen Liebessinnn Oesterreichs, des alten, des wahren, des unsterblichen Oesterreich, das schon niemand mehr kannte, an das schon niemand mehr zu glauben wagte und das endlich jetzt in dieser Tat seines jungen Kaisers wieder auferstanden ist. Ich will hinknien, um dem allgütigen Gott zu danken, daß er mich in seiner unbegreiflichen Gnade noch diesen Tag erleben ließ. Ich bin ein alter Mann geworden, hoffnungslos an dieses Oesterreich glaubend, das ich nirgends fand als in der leuchtenden Gewißheit, mit der ich, in Angst und Not, oft schon fast selber unwillig gegen mich selbst, überstark in meinem Herzen von ihm wie besessen war, verkannt, verhöhnt, verlacht, in leeren Stunden zuweilen schon fast an mir selbst irre, von meinem eigenen Verstande davor gewarnt, und doch auch dann noch bereit, diesem Oesterreich, und wenn es selbst bloß ein Trugbild wäre, die Treue zu halten, weil es mir, selbst als Irrtum noch, für mein

Leben unentbehrlich war, dieses seine freien Völker in reiner Liebe durch Opfersinn zum Wettstreit gesteigerter Kräfte versammelnde Oesterreich, die Verheißung, Vorfrucht und Gewähr jenes Gottesstaates, zu dem vielleicht in tausend Jahren erst Europa dereinst reif sein wird. Und nun hab ich's noch erlebt und mein Oesterreich ist erschienen!

Denn dies ist mehr, als was man sonst unter Amnestie zu verstehen pflegt. Daß Irrungen und Verirrungen, nicht bloß solche, die, wer nur ein bißchen des Menschen leicht verzagende, leicht betörte Sinnesart kennt, begreifen und entschuldigen wird, sondern auch schwerere, die nur das Gewicht aus alten Zeiten nachwirkender, an oft betrogenen, entrechteten Völkern verübter Grausamkeiten aufwägen kann, daß all diese Verfehlungen, Torheiten, Untaten vergeben und vergessen sein sollen, das war nur ein Gebot der Klugheit. Daß furchtbares Unrecht, Unschuldigen zugefügt, vielleicht aus der Verstörtheit einer blutberauschten Zeit erklärlich, niemals verzeihlich, jetzt, wenn es auch leider nicht mehr gut zu machen ist, doch abgeschwächt, sein blutiges Andenken vom Mitleid verwischt, Balsam der Güte den grausam Gepeinigten dargereicht wird, war eine Pflicht der Menschlichkeit. Daß, was als notwendig, recht und billig erkannt worden ist, nicht erst noch lange verschoben wird, sondern sogleich

geschieht, daß es unbedingt geschieht und nicht erst damit ein politischer Handel, Schacher und Wucher getrieben wird, daß es reinen Herzens geschieht, und nicht aus Kalkül, nicht damit es einen Vorteil einbringt, ist männlich, ist fürstlich gedacht und gefühlt. Aber dieser Akt politischer Weisheit, die begreift, daß wir doch vor allem erst den inneren Frieden haben müssen, wenn wir den äußeren finden wollen, wird durch die Gebärde, durch den großen Sinn seiner Ankündigung zur Auferstehung Oesterreichs. Nicht bloß eine furchtbare Vergangenheit ist damit ins Grab versenkt, nicht bloß eine friedlich arbeitende Zukunft verheißen, sondern ein feierliches Gelöbnis geschieht, der „Politik des Hasses und der Vergeltung" abschwörend, eine „Politik der Versöhnlichkeit" anrufend, den unerschütterlichen Willen beteuernd, „Völkerwünsche zu befriedigen", und dies nicht etwa bloß nach eigener Laune, nach eigenem Ermessen, nach eigener Willkür, sondern „mit Mut und Einsicht und in wechselseitigem Entgegenkommen". Und nicht bloß an das Vaterland kehrt sich dieses Gelöbnis, sondern an Europa: nicht bloß für uns fordert es eine Politik der Liebe, sondern „unter allen Umständen und überall". Diese Wendung ins Weite, zur ganzen Welt, im Bewußtsein, daß wenn wir nur erst einmal unser eigenes Problem

lösen, unseren eigenen tiefsten Sinn erfüllen, unsere wahre Lebensform finden lernen, daß wir damit Arbeit für ganz Europa tun, Arbeit von weltgeschichtlicher Bedeutung, daß wir, aus müßigen Zuschauern in der Ecke, die wir jetzt so lange waren, dann Führer auf dem Wege der Menschheit zur Eintracht, Gerechtigkeit und Liebe werden, allen verbunden im Geiste der Demut, des Erbarmens, der Selbstüberwindung, daß wir damit das große Zeichen geben zur Erlösung von der Hoffart, dem Eigensinn, der Selbstverblendung der Völker, das gibt der kaiserlichen Botschaft ihre Macht. Hier spricht nicht bloß unser Kaiser zu seinen Völkern, hier spricht Oesterreich durch seinen Kaiser zur ganzen Welt und überall horcht auf, wer nur immer sich in stiller Seele noch das Wort Antigonens bewahrt hat: Nicht mitzuhassen, nein! mitzulieben bin ich da!

— — — — — —

Was klingt nur in mir immerfort? Und den ganzen Tag klingt's, ich bin selber schon ganz klingend davon, was mag das nur sein? Und klingt mir so geheimnisvoll vertraut, ich kenn es längst, kann's aber nicht erkennen! Und hab's doch so oft gehört, aber wann, aber wo nur? Bis das Brausen zuletzt das Wort ergreift, da hab ich's auf einmal, erkenn es wieder und stimme jetzt ein:

„Heil sei dem Tag, Heil sei der Stunde,
Die lang ersehnt, doch unvermeint,
Gerechtigkeit mit Huld im Bunde,
Vor unseres Grabes Tor erscheint!

— — — — — — — — —

Des besten Königs Wink und Wille
Führt mich zu euch, ihr Armen her,
Daß ich der Frevel Nacht enthülle,
Die all umfangen schwarz und schwer.
Nicht länger knieet sklavisch nieder,
Tyrannenstrenge sei mir fern!
Es sucht der Bruder seine Brüder
Und kann er helfen, hilft er gern.“

Fidelio! Beethoven! Sein Geist ist's, der leuchtend aus der Botschaft klingt, ihn bringen wir der Menschheit dar! „O Freunde, nicht diese Töne, sondern laßt uns angenehmere anstimmen und freudevollere! Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt! Brüder, überm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen!“

Lammasch hat neulich vom Kaiser gesagt, er sei „kein Gefangener einer Kaste“. Das ist ein herrliches Wort. Kein Gefangener einer Kaste, kein Gefangener einer Klasse, kein Gefangener einer Rasse, kein Gefangener einer Selbstsucht, kein Gefangener einer Eigenmacht, sondern durch Liebe frei, zur Welt geschickt, um den Willen Gottes zu vernehmen, zu verstehen, zu verkünden, ein Bote der Versöhnung!

Und ich denke mir ein Kaiserfest, das wäre so: Leonorenouvertüre, Finale Fidelios, Neunte

Symphonie, dann aber würde die Amnestie verlesen in allen Sprachen des Vaterlandes und nun träte von jedem unserer Völker ein Gesandter vor, ablegend allen Widersinn, Stolz, Neid, Haß und Eigenwahn, angelobend Entsagung und Entselbstung, Freiheit, Eintracht und Gerechtigkeit, Gottesfurcht und Liebesdienst. Das wäre mein Kaiserfest. Und Gustav Mahler, der wäre der rechte Dirigent gewesen!

10. Juli „Ein deutscher Arzt am Hofe Kaiser Nikolaus' I. von Rußland" (Duncker u. Humblot, München und Leipzig 1917). Ein sehr merkwürdiges Buch, nicht so sehr durch seine Schilderung russischer Menschen und Zustände, als weil sein Verfasser, der 1858 verstorbene Professor Martin Mandt, Leibarzt des Kaisers Nikolaus' I., ein Vorgänger der zu seiner Zeit sonst noch ziemlich unbekannten neudeutschen Menschenart war, und ein wahres Schulbeispiel davon. Aus diesen Erinnerungen geht hervor, daß er sich wirklich auf sein Geschäft verstanden haben muß, seine Pflichten ernst nahm und es sich sauer genug werden ließ, sich und den anderen. Er übertrifft die russischen Kollegen nicht bloß an ärztlicher Kunst, er mag auch gewissenhafter, aufrichtiger und entschiedener gewesen sein, er hat Haltung, hat Mut, hat Würde, die er selbst vor dem Kaiser bewahrt, schmeichelt ihm

nicht, besteht auf seiner Meinung, auch wenn sie mißfällt, wagt unbequem zu werden und zwingt so dem verwöhnten Herrscher Aufmerksamkeit, Achtung, ja fast eine Art unwilligen Gehorsams ab. Er macht den Eindruck eines rechtschaffenen wohlwollenden, geistig und sittlich bedeutenden, durchaus tüchtigen, aber ganz unleidlichen Menschen. Ich erschrak beim Lesen über mich selbst, denn ich konnte mich, so oft ihm da Verdruß zustößt, Ränke begegnen, Unrecht geschieht, einer herzlichen Schadenfreude nicht erwehren, ich stand im Geiste stets seinen Widersachern bei, die doch, selbst wenn man von seinen Schilderungen einen starken Abzug macht, wahrhaftig abscheulich genug, aber ich kann mir nicht helfen, mir noch immer lieber sind als dieser untadelhafte Mann! Denn seine sämtlichen guten Eigenschaften macht er zunichte durch die Prätension, mit der er sie zur Schau trägt. Er ist sich seiner Fürtrefflichkeit, seiner Vollkommenheit, seiner Unvergleichlichkeit so bewußt, so selbstgefällig, so von sich erfüllt, so bis zu Tränen gerührt über sich, er fühlt sich so sehr als Vorbild den Menschheit, mißt mit solcher Hoffart alles immer nur an sich selbst, kann sich so gar nicht vorstellen, daß er auch einmal unrecht haben könnte, noch weniger aber, daß gar vielleicht einmal der andere recht hat, und schnaubt und stelzt und pfaut mit seinen Tugenden so fürchterlich herum, daß man schmachtet

nach einer einzigen kühlenden lieben kleinen Untugend! Wahrhaftig: der ärgste Schuft, der es aber fühlt, der es selber weiß, der es sich und andern eingesteht, ist erträglicher als wer mit seiner Vollkommenheit paradiert! Allen mögen wir verzeihen, nur dem Pharisäer nicht! Der Pharisäer ist aber ja durchaus nicht, wie man gern meint, ein Heuchler, nein, er tut nicht bloß fromm und gerecht, er ist es wahrhaft, nur bringt er alles Verdienst gleich um jeden Wert durch das Aufheben, das er davon macht. Im ersten Brief an die Korinther heißt es: „Das Törichte der Welt hat Gott auserwählt, um zuschanden zu machen die Weisen, und das Schwache der Welt hat Gott auserwählt, um zuschanden zu machen das Starke, und das Gemeine der Welt und das Verächtliche hat Gott auserwählt und das, was nichts ist, um das, was etwas ist, zunichte zu machen, damit nichts, was Fleisch ist, sich rühme vor ihm." Und an die Philipper ergeht das Gebot, daß jeder trachte, den anderen für „überlegen" zu halten. Und als der heilige Franziskus auf seiner Wanderung mit dem Bruder Leo diesem erklärte, was vollkommene Freude sei, da war es die, verunehrt zu werden, denn über alle Gnaden und Gaben des heiligen Geistes, die Christus seinen Freunden gewährt, geht es, sich selbst zu bezwingen und um Christi Liebe willen Mühe, Unrecht, Schmähungen und Drangsal zu

ertragen. Denn aller der anderen Gaben Gottes können wir uns nicht rühmen, da sie nicht unser sind, sondern Gottes. Ich aber hätte mich, als Kaiser Nikolaus, von jedem demütigen Pfuscher eher behandeln lassen als von diesem rabiaten Tugendbold! — Nur will mir durchaus nicht gelingen, heraus zu kriegen, wann und wie, noch durch wen zuerst dieser verheerende Selbsinn in die Deutschen gefahren ist, die doch sonst ihre Sendung darin fühlen, in der Welt die Demut darzustellen! Von welcher tiefen Demut, Ehrfurcht und Ergebung waren auch Stein, Arndt, Clausewitz, Moltke, Bismarck und der alte Kaiser Wilhelm noch!

16. Juli. Da wähnt man seinen Goethe zu kennen, und findet doch immer wieder einen neuen! Eben ist der achtundzwanzigste Band der Propyläenausgabe (bei Georg Müller, München) erschienen — auf Wanderungen mag ich die schmiegsame, handliche des Inselverlages lieber, da beschweren Kant und Goethe den Rucksack kaum, aber daheim ist mir allmählich die Georg Müllers fast unentbehrlich geworden, durch ihre Ordnung der Zeit nach, wo denn freilich die Folge von Gedichten, Dramen, Tagebüchern, Briefen und Aufsätzen zuweilen ein arges Kunterbunt ergibt, aber gerade dadurch die Atmosphäre des Augenblicks erst recht fühlbar wird, für Goethe

so wichtig, der immer auf Verewigung des Augenblicks zu dringen durch sein symbolisches Gefühl alles Daseins genötigt war. Und so diesen neuesten Band, der 1815 und 1816 enthält, dankbar durchblätternd, stark die Beziehungen jener Zeit zur unseren empfindend, etwa wenn er an Knebel schreibt: „Freilich ist die Einwirkung jener großen politischen Atmosphärenveränderung an jedem, selbst dem stillsten häuslichsten Barometer zu spüren, und eine völlig veränderte Weltansicht waltet in jedem Gemüt“; oder an Willemer: „Indessen ist es gerade jetzt, wo jedermanns Verstand stillsteht, wohl zu entschuldigen, wenn man mit Entschlüssen zauderte“, was uns trösten mag, wenn auch unter uns jedermanns Verstand stillsteht — und wieder beschwichtigt, getröstet, ermutigt durch den Anblick dieses über den Zeitläuften fest im Ewigen ruhenden Geistes, stoße ich in einem Brief auf eine Stelle, die mir den Atem nimmt. Es handelt sich um den Gegensatz von Dur und Moll, worüber Schlosser Meinungen hat, denen Goethe widerspricht, in der Hoffnung, eben durch Klarheit über „die Differenzen“ zwischen ihnen beiden zu bewirken, daß sie beide „das große Kunststück, das Schillern und mir gelang, bei völlig auseinanderstrebenden Richtungen ununterbrochen eine gemeinsame Bildung fortzusetzen, auch zusammen bestünden.“ Seine Ueberzeugung sei: „Wie der Durton aus der Ausdeh-

nung der Monade entsteht, so übt er eine gleiche Wirkung auf die menschliche Natur, er treibt sie ins Objekt, zur Tätigkeit, in die Weite, nach der Peripherie. Ebenso verhält es sich mit dem Mollton; da dieser aus der Zusammenziehung der Monade entspringt, so zieht er auch zusammen, konzentriert, treibt ins Subjekt und weiß dort die letzten Schlupfwinkel aufzufinden, in welchen sich die allerliebste Wehmut zu verstecken beliebt. Nach diesem Gegensatz werden kriegerische Märsche, ja alles Aus- und Auffordernde sich im Durton bilden müssen. Der Mollton hingegen ist nicht allein dem Schmerz oder der Trauer gewidmet, sondern er bewirkt jede Art von Konzentration." Nun, das ist der mir längst vertraute, durch eigenen Gebrauch liebgewordene Goethesche Begriff der Systole und Diastole. Dann aber wird's aufregend, denn jetzt heißt es: „Lebhaftere Tänze wechseln sehr klüglich mit major und minor ab. Hier bringt Diastole und Systole im Menschen das angenehme Gefühl des Atemholens hervor, dagegen ich nie was Schrecklicheres gekannt habe, als einen kriegerischen Marsch aus dem Mollton. Hier wirken die beiden Pole innerlich gegeneinander und quetschen das Herz, anstatt es zu indifferenzieren." Und ich halte den Atem an: denn ist da nicht mit einem einzigen Satz alles, aber auch alles gesagt, was wir uns eben jetzt erst als Entdeckung un-

ſerer eigenſten Sehnſucht aus uralter Weisheit Laotſes holen, was S. Friedländer in jenem nur unnötig geheimnisvollen Aufſatz über den „Waghalter der Welt“ verkündigt, was mich ſeit Monaten immer wieder zu Nikolaus von Cuſa treibt? Hat Goethe den Cuſaner gekannt? Aber wie's mich ſchon von allem doch ſtets gleich wieder zurück auf mein Vaterland wirft, fällt mir ein, daß jenes Wort über Schiller auch unſer ganzes Problem enthält, das wirklich nichts verlangt als: „Das große Kunſtſtück, bei völlig auseinanderſtrebenden Richtungen ununterbrochen eine gemeinſame Bildung fortzuſetzen.“

19. Juli. Prachtvoll der Brief von Lammaſch an die Oeſterreichiſche politiſche Geſellſchaft. Endlich hat einer den Mut, auszuſprechen, „daß, wenn der einen oder der anderen Partei ein entſcheidender Sieg vergönnt wäre, ſo unwahrſcheinlich dies auch iſt, dieſer Sieg durch die Vernichtung der einen und die daraus folgende Ueberhebung der anderen ein Unglück für die Menſchheit wäre. Deshalb müſſen alle Kräfte aller Nationen darauf konzentriert werden, möglichſt bald einen für alle annehmbaren Frieden zu erlangen. Wir müſſen bekennen, daß wir alle gefehlt haben; wir müſſen den Schleier der Vergeſſenheit über unſere gegenſeitigen Fehler breiten. Damit ſchaffen wir das Vorbild für Eu-

ropa, damit ebnen wir dem Weltfrieden den Weg, damit gewähren wir der Welt die moralischen Garantien gegen die Wiederkehr einer ähnlichen Katastrophe." Unter vier Augen hab' ich's jeden Tag gehört: Unser Sieg wäre das größte Unglück gewesen, und nicht bloß für Europa, sondern vor allem auch für uns selber! Und Bernard Shaw und Romain Rolland und Maxim Gorki, ich möchte wetten, sie denken ebenso. Nur meint man, „das Volk" dürfe davon noch nichts erfahren. Man unterschätzt „das Volk". Es ist viel klüger als die Klugen. Es weiß längst, daß dieser Krieg keinem einen Sieg bringt. Es will auch gar keinen Sieg. Es stand überall auf, das bedrohte Vaterland zu verteidigen. Dafür war und bleibt es überall bereit. Für „Eroberung" aber fehlt ihm der Sinn, überall. Und auch für das „Geschäft", es weiß ja, daß es um seinen Anteil daran betrogen würde.

Jetzt ist auch Lammasch' Buch über „Das Völkerrecht nach dem Krieg" erschienen (Publication de L'Institut Nobel, Norwegien Kristiania MCMXVII H. Aschrhoug u. Co. W. Nijgaard). Anwälte der Vernunft sündigen gern durch Ungeduld und Rechthaberei. Sie vergessen, daß es die Vernunft nun einmal beim Menschen nicht leicht hat; er kommt lieber jedem Wahn tausend Schritt entgegen, als ihr einen halben, uns allen ist eine stille Liebe zum Absurden eingeboren, die

geschont sein will. Wird nun Vernunft noch hochmütig, vorlaut und peremptorisch, so bockt jedermann auf. Das schadet den Pazifisten so. Sie führen die Sache des Friedens zu kriegerisch, ihre Liebe wird gleich gehässig, auch ist es fraglich, ob Menschlichkeit überhaupt zur Vereinsmeierei taugt; was zum „Betrieb" wird, nimmt unwillkürlich auch die Unarten und Unsitten des Betriebes an. Die gute Suttner hat sich freilich davor stets bewahrt und der tapfere Foerster auch. Zur wunderbaren Güte jener unvergessenen Frau, zum Heldenmut dieses unerschütterlichen Bekenners hat Lammasch nun auch noch seine wahrhaft attische Anmut des Vortrages. In einer Zeit der Alarm blasenden Redner, wo jeder Oberlehrer in Wildwesttönen schwelgt, atmet man auf, wieder einmal eines entschlossenen Mannes still gefaßte Rede zu vernehmen, die der Kraft, der Klarheit, der Würde, der Fülle, der Festigkeit ihrer Gedanken zutraut, aus sich selbst auch ohne Schellenlärm zu wirken. Und hier bewährt sich's, daß der Stil der Mensch ist: die innere Reinheit des Sprechers, die wir diesen Sätzen anhören, bezwingt uns. Goethe hat vielleicht neben Zelter keinen seiner Gefährten so geschätzt wie Johann Heinrich Meyer; dem gilt das Distichon „Der treue Spiegel", da heißt es:

„Reiner Bach, du entstellst nicht den Kiesel, du bringst ihn dem Auge
Näher: so seh' ich die Welt, Meyer, wenn du sie beschreibst."

Diese Kraft ungetrübter, wasserheller, durchsichtiger, nichts entstellender, auch nichts einmengender Darstellung, deren wir längst entwöhnt sind, hat Lammasch, sein Buch vom Frieden erinnert im Ton an Clausewitzens Buch vom Kriege; und auch Moltke hatte, gar in Briefen, diesen unerlernbaren Ton einer vollkommenen Sachlichkeit, die darauf verzichten kann, irgendeine Person, sei es die des Sprechers, sei es die des Angesprochenen, zu Hilfe zu rufen, die niemals haranguiert, die der sanften Macht der Wahrheit still vertraut. Daß ich diesen edlen, glaubensstarken, groß und frei gesinnten Mann hier in Salzburg habe, zuweilen in sein leuchtendes Auge blicken, seinen unverzagten Worten lauschen und mir an ihm doch wieder etwas Appetit zur Menschheit holen darf, das ist ein großes Glück für mich. Daß man ihn mir aber in Salzburg läßt, während bald schon jeder Ministerialvizesekretär einmal einen Tag Minister gewesen sein wird, das ist eine Schande für Oesterreich.

24. Juli. „Was Luther uns heute noch ist?", fragt der evangelischsoziale Preßverband für die Provinz Sachsen, und unter den Antworten, die er eingesammelt hat, ist auch eine des Reichskanzlers Dr. Michaelis. Da wird Luther als einer von den „wirklichen Großen" gepriesen, „die

den Heilsplan Gottes mit der Menschheit erfassen.“ Und der Reichskanzler fährt fort: „Derjenige ist der Größte, dessen Geist am längsten auf die Nachwelt wirkt. Wer fühlt noch etwas vom Geiste Karl des Großen? Napoleons Geist ist tot. Friedrichs des Großen Geist ist im Verblassen.“ Ich hätte darauf zu sagen, daß ich doch „noch etwas vom Geist Karls des Großen“ zu fühlen glaube, und gar sehr, ja daß er mir gerade jetzt stärker durch die Zeit zu wehen scheint als seit Jahrhunderten, daß uns die Demokratie vielleicht ein karolingisches Europa bringen wird, ich möcht’s gern noch erleben. Aber wenn der Knappe Ludendorffs „den Geist Friedrichs des Großen im Verblassen“ sieht, ja darüber kann er besser urteilen als ich, den dieser Geist als Phänomen, als persönlicher Ausdruck eines Einzelnen, in seiner Art Einzigen, Einmaligen fasziniert, aber als Staatsgesinnung und Volksdressur erschreckt. Und seltsam, es ist noch keine Woche her, da schrieb mir ein Freund über unseres jungen Kaisers herrliche Tat der Amnestie und ihre befreiende Wirkung auf Europa; und auch der Freund in seinem hellen Glücksgefühl war da geschichtsphilosophisch angehaucht und sein Brief enthält den Satz: „Der Geist, der mit Friedrich dem Großen und dem älteren Pitt anhebt, in Napoleon und Bismarck seine Hochgipfel findet, ist zu Ende!“ — Ich bin jetzt nur

neugierig auf die neue Schrift, die Thomas Mann für den Herbst versprochen hat — möglich, daß auch er da den Geist Friedrichs des Großen zu Ende denkt.

26. Juli. Was man jetzt im Reiche durchzudrücken versucht, für dieses doch gar zu borussische Dekokt hat Theodor Wolff einen guten Ausdruck: einen „diensttuenden Geheimparlamentarismus“ nennt er das. Derlei wäre ja manchen auch bei uns erwünscht. Das Glück ist, daß wir zu Habtachtstellungen doch nicht sehr begabt sind. — Es hat den Anschein, daß Deutschland jetzt von der „furchtbaren Entscheidung“ steht. die Nietzsche (in der „ewigen Wiederkunft“) der Menschheit wünschte. Er hat auch die dieser Stunde der Entscheidung drohende Gefahr erkannt: das Bündnis aller Mediokren. „Verhütung der Vermittelmäßigung!“ ruft er aus. „Lieber noch Untergang!“ Und die Rettung sah er allein in der „Gründung einer Oligarchie über den Völkern und ihren Interessen: Erziehung zu einer allmenschlichen Politik“.

27. Juli. Im „Berliner Tageblatt“ spottet Kurt Hiller über den „Künstler, den Spielzeugbauer, der partout Gott nachäffen und in den unendlichen lebendigen Kosmos begrenzte tote Dinglein, selbstangefertigte Kosmöschen

hineinstellen muß!“ Und noch deutlicher wird die Begierde dieser neuen Jugend, wenn er sagt: „Man gewöhnt sich nachgerade das Bauchrutschen vor Handgreiflichem ab; man unterscheidet zwischen Schöpfung als Akt und Schöpfung als Klotz. Der Akt braucht nicht immer zu einem Klotze zu führen.“ Und so bekennt er sich zu dem „Glauben, daß Geist zuletzt nicht sich selbst, sondern die Formung des Stoffes im Raume wolle, die Umgestaltung des Gegebenen, die Aenderung der Welt“. Wir Alten hätten um 1890 auch nicht besser sagen können, was wir damals wollten. Eben darum, eben dazu riß sich Arno Holz von der alten Lyrik los. Eben das ließ mich jeden Satz zerhacken, in Adjektiven schwelgen und am liebsten mit Punkten, Ausrufungszeichen und Gedankenstrichen hantieren. Syntax war uns unerträglich, wir hatten unser Chaos zu lieb. Und doch waren keine fünf Jahre vergangen, als aus den Naturalisten Artisten wurden, nun schwuren wir auf Flaubert und das Meer der überströmenden Empfindung in einen einzigen Tropfen aufzufangen, diesen aber erstarren zu lassen, um uns das leuchtende Kleinod an den Finger zu stecken, war unser Wunsch. So trieb es den Goethe der Frankfurter und der Straßburger Zeit nur immer seine „animula vagula wie's Wetterfähnchen drüben auf dem Kirchturm zu drehen“ und aus gewaltiger „Aufwallung des

Herzens“ alles bloß so „hinzuwühlen“, aber schon in Wetzlar, als er „in Pindar wohnt“, schreibt er ganz anders an Herder: „Ueber den Worten Pindars ist mir's aufgegangen ... Dreingreifen, packen ist das Wesen jeder Meisterschaft. Ihr habt das der Bildhauerei vindiziert und ich finde, daß jeder Künstler, solange seine Hände nicht plastisch arbeiten, nichts ist“. Das ist doch, wie stolz es noch klingen mag, schon der Anfang einer leisen Resignation, die nun geraden Weges nach — Italien führt. Und schließlich kommt, an seinem Chaos gemessen, mit diesen ungeheuren Wallungen verglichen, doch eigentlich auch für ihn bloß ein Kosmöschen heraus. Jeder Kosmos scheint, vom Chaos aus, dem er entsteigt, bloß ein Kosmöschen, aber das Chaos gibt halt schon früher keine Ruhe! Vielleicht nur bei Balzac lohnt sich das Chaos ganz, nur sein Kosmos hat das rechte Verhältnis zu seinem Chaos, aber doch wohl bloß, weil es niemals zum reinen Kosmos wird, weil sein Kosmos, wie der Dostojewskis, immer noch chaotisch bleibt. Erst im Alter gar bei bakkalaurischen Mahnungen der ungeduldig nachdrängenden Jugend, ahnt man allmählich, daß die Kunst weder im Chaotischen noch in den Kosmöschen liegt, sondern dort, wo sie sich, einen heißen, aber schon wieder verhauchenden Atemzug lang, selig berühren, nur an jenem eilig aufzuckenden, aber ach! schon wie-

der erloschenen Punkt, wo das kreisende Chaos seinen letzten zärtlichen Blick auf das erste Lächeln wirft, mit dem der erwachende Kosmos die staunenden Augen aufschlägt. Wenn aber nicht jeder junge Künstler wieder sich die Kraft zutraute, diesen eiligen Augenblick, wo Chaos und Kosmos in Verwunderung einander sachte betasten, endlich doch einmal verewigen zu können, so hätten wir längst keine Kunst mehr. Sie lebt davon, daß Entsagenden immer wieder Anmaßende folgen. Heil euch, ihr Anmaßenden von heute, ihr Entsagenden von morgen!

30. Juli. Erzberger wird jetzt in dem üblichen Oberlehrerton überall abgeputzt. Was er eigentlich in der Kommission enthüllt hat, daß sich sogar die Volzilsten gegen den Kanzler ermannten, kann man noch immer nicht erfahren; jeder Gast aus dem Reich erzählt mir's anders. Aber daß er sich zum Herrn, wenn auch nur eines Augenblicks, gemacht hat, können sie ihm nicht verzeihen: die „deutsche Vielmeinerei", wie Goethe unser dümmstes Laster einmal nennt, ihr höchstes Heiligtum schien bedroht und so lassen sie jetzt kein Haar an ihm ungezaust. „Allzu geschäftig, aufdringlich, zudringlich, einer, der überall dabei sein muß, unstet vor Ehrgeiz!" Und wenn er's wäre. sind das nicht die notwendigen Untugenden seines Berufs? Wenn es ihn drängt, rasch auf den

Tag unmittelbar einzuwirken, wenn er die enteilende Stunde bei der fliegenden Haarlocke faßt, hat's der Politiker mit Aeonen zu tun? Und wenn er des Rechten gewiß zu sein glaubt, ist es nicht sein Recht, ist es nicht seine Pflicht, darauf zu dringen, und wenn er keinen anderen sieht, der es besser könnte, sich selbst anzubieten? Aber nein, ein Deutscher hat stets, wie der Cincinnatus, geduldig zu warten, bis man ihn vom Pfluge wegholt! Es wäre töricht, er könnte noch so lange warten, sie holten ihn nicht. Lloyd George Briand, Kerenski haben auch vorgezogen, sich lieber beizeiten selbst zu holen, es ist sicherer. Und wem wäre der Ehrgeiz, was er für falsch hält hindern, was er für recht erkennt, bewirken zu helfen, je verdacht worden? Man schwätzt so viel von der Auslese der Tüchtigen; aber wie denn wenn sich der Tüchtige geheim hält und bloß dem Unfähigen sich zu melden erlaubt sein soll? Jetzt zetert man, weil er sich eine Gelegenheit gewünscht hat, einmal mit Lloyd George zusammen zu sein um den Frieden zu bereiten. Er sprach nur aus was mancher längst schon, leider immer nur im stillen, denkt. Ließe man nur Friedrich Wilhelm Foerster mit Romain Rolland, Karl Muth mit Paul Claudel, Max Scheler mit Bergson, Maximilian Harden mit Clémenceau, Leonhard Frank (den Dichter der erschütternden Erzählung „Der Vater", des Stärksten, was neben

Unruhs „Vor der Entscheidung“, seitdem Krieg ist, in Deutschland geschaffen wurde) mit Francis Jammes oder Henri Barbusse, Walter Schükking mit Bryce und unseren Lammasch mit Balfour, unseren Josef Redlich mit Lloyd George, Wilson und Henry S. Prischett, unseren Hofmannsthal mit Bernar Shaw und mich mit Wickham Steed oder der Ethel Smyth oder Maurice Barrès einen Tag lang irgendwo in der Schweiz spazierengehen, es käme sicher doch wenigstens eine Art Vorfriede heraus. Weil er den Mut hatte, diesen Wunsch auszusprechen, lacht man Erzberger aus; gewähre man ihm lieber seinen Wunsch und warte doch erst ab, was er heimbringt!

2. August. „Im längsten Frieden spricht der Mensch nicht soviel Unsinn und Unwahrheit als im kürzesten Kriege.“ Ich finde diesen Satz Jean Pauls in Lammasch’ herrlicher Schrift über das Völkerrecht, aus der ich noch notiere: Lord Aston hat die ganze neuere Geschichte einen „Commentarius perpetuus zu Macchiavelli“ genannt; ferner den Hinweis auf die geistige Verwandtschaft des Macchiavellismus mit dem Nationalismus; dann den wunderbaren Brief der Maria Theresia an Kaiser Josef mit den reuigen Klagen über ihre Mitschuld an der Politik, die zur Teilung Polens führte („On voulait agir à

la Prussienne et voulait en meme temps retenir les apparences d'honneteté", sagt sie, und rührend ist es, wenn sie nun fortfährt: „Wir waren stets doch wenigstens beflissen, uns wahrhaft und billig zu zeigen, uns zu mäßigen und Treue zu halten. Dies hat uns das Vertrauen, ich kann wohl sagen die Bewunderung Europas, die Achtung und die Verehrung unserer Feinde eingebracht; seit einem Jahre haben wir dies alles verloren. Ich gestehe, daß ich das kaum ertragen kann und daß mich nichts so kränkt als der Verlust unseres guten Rufs. Leider muß ich Ihnen bekennen, daß wir ihn verdienen und daß ich deshalb wünsche, es wieder gutzumachen, indem wir jeden Gedanken, diese Verwirrungen für uns auszunützen, als schlecht und verderblich von uns abweisen und überlegen, wie wir so rasch als möglich und mit möglichst geringen Opfern aus diesem Unglück kommen, nicht an Erwerbungen für uns denkend, sondern bloß daran allein, unseren guten Ruf und den Glauben an unsere Rechtlichkeit wieder herzustellen und soweit dies möglich ist, auch das politische Gleichgewicht."

3. August. Ein Aufsatz im letzten Heft der „Oesterreichischen Rundschau" von Hans Tietze über „Oesterreichische Kunst" macht mich selig. Mir fiel Tietze schon auf, als er noch, zusammen mit dem damals schon theaternden Paul Eger

(daß der, statt heute schön ordentlich an unserer Kunsttopographie mitzuarbeiten, bloß Intendant geworden ist, hat Albert Heine auf dem Gewissen!), des unvergeßlichen Wickhoff Schüler war. Er versprach viel und noch mehr hat er gehalten: er und Heinrich Sitte sind das Beste, was wir jetzt in der österreichischen Wissenschaft haben. Mich freut's, daß ich ihn gleich erkannte! Als ich die Dalmatinische Reise schrieb, war eben der erste Band der Topographie, der über den politischen Bezirk Krems, erschienen, ein Versuch, Topographie zum erstenmal als Kunst zu treiben, aber kein Mensch kümmerte sich darum. „Und wenn schon!“, sagte man, und ich wurde wieder einmal ausgelacht, als ich in jenem Büchl Tietzen „irgendeine Art von Genie“ hieß. Ich ließ sie lachen, er auch, und heute steht die Topographie mit einer Reihe von Bänden da, ein prachtvolles Zeugnis, wie der große Sinn Alois Riegls und Franz Wickhoffs fortlebend in den Schülern Blüten treibt und Früchte trägt, längst als eine vorbildliche Tat für die ganze Wissenschaft überall anerkannt! Geheimrat Paul Clemen, der wirkungsvolle Organisator des rheinischen Kunstwesens, schrieb über sie noch vor dem Kriege: „Der Löwenanteil daran gebührt Hans Tietze, der im Laufe von sechs Jahren nicht weniger als neun Bände fertiggestellt hat — eine an Konzentration und Elastizität geradezu erstaun-

liche Leistung, wenn man dazu weiß, daß dies keineswegs die einzigen wissenschaftlichen Leistungen dieses jungen Gelehrten in dem knappen Zeitraum darstellt —, diesen feinsten Kopf aus der jüngsten Wiener Schule hat gerade das Allzuviel auf dem Menü des Inventarisators zu dem Wunsch nach der Synthese und methodologischer Erörterung geführt.“ Auch sonst ist der Eindruck dieser Leistung überall der größte gewesen und Hans Tietze — ist Privatdozent geblieben. Wird's auch wohl stillvergnügt bleiben, bis er auf einmal eines Tages nach Berlin berufen worden sein wird. Gut! — Sehr merkwürdig übrigens, wie lange man auch an so selbständigen Schülern noch die Nachwirkung eines großen Lehrers spürt! Tietze hätte leicht ins Schöngeistige, ins Dilettantische (im höchsten Sinne, etwa in der Art Walter Paters oder unseres Warsberg) ausgleiten können. Daß er davor bewahrt, aber dabei dieser Zug an ihm doch unbeschädigt blieb und nur in der harten Zucht Wickhoffs, dieses vollendeten Oberösterreichers, dem strengen Gebot der Wissenschaft gehorchen lernte, daß aus einer Gefahr für ihn ein Gewinn, daß eine Schwäche zum Anlaß einer neuen Kraft wurde, ist ein Prachtbeispiel wahrhafter wissenschaftlicher Erziehung. Ihr verdankt er, daß er jetzt, bei so strenge geschulter Gewissenhaftigkeit, der es unerträglich wäre, nicht auch von der ge-

ringsten Einzelheit noch Rechenschaft zu geben, nicht jeden Satz „belegen" zu können, ungestraft den Blick erheben, die kühnsten Synthesen wagen und sich getrost auch der Phantasie überlassen darf, die nun einmal unentbehrlich ist, soll Wissenschaft nicht im bloßen Detail verängstigt stecken bleiben. Nur so hat er sich erlauben können, in diesem Aufsatz hier auf vierzehn Seiten den ganzen Inhalt der österreichischen Kunst, ihr Wesen und die sie bewegende Kraft darzustellen, meisterhaft.

4. August. Viel Freude macht mir das „Kunstblatt", das seit Januar, herausgegeben von Paul Westheim, bei Gustav Kiepenheuer in Weimar erscheint. In meinen Jahren heißt es Abschied nehmen von vielem und verzichten lernen. Aber von allen Entsagungen fällt dem Alterndem keine so schwer, als wenn er der neuen Zeit zugestehen soll, daß er nicht mehr die Kraft mitzukommen und darum auch nicht mehr das Recht hat, mitzusprechen, dreinzureden oder gar mitzutun. Erst sucht man sich eine Zeitlang noch darüber zu täuschen und redet sich noch vor, redete sich gerne ein, daß man die nachlassende Kraft der unmittelbaren Empfindung und also auch des raschen selbstgewissen Ausdrucks ersetzen könnte durch Uebersicht, Weite der Erfahrung, Fülle der Erinnerung, Reife des Urteils, Gewöhnung,

auch auf andere zu hören, den Eigensinn zu mildern, der Eigensucht zu wehren und was solcher später süßer Früchte des Nachsommers mehr sind. Wer aber sein Talent, sich anzulügen, nicht ganz besonders ausgebildet hat, merkt allmählich doch, daß es nur sein Verstand ist, der noch mitkommt. Im besten Fall gelingt's ihm, sich vorzustellen, was die Jungen empfinden. Er denkt sich in Empfindungen hinein, ohne doch aber dadurch selbst ihrer fähig zu sein. Das mag überall genügen, nur in der Kunst nicht, wo niemals der Verstand, wo die Empfindung das Urteil fällt und der Verstand dieses Urteil der Empfindung dann bloß auszufertigen, mit Gründen darzutun und gewissermaßen ins reine zu bringen hat; wir Alten aber machen's umgekehrt: statt Empfindung vor den Verstand zu stellen, soll der Verstand es sein, aus dem wir uns Empfindung, an der's uns fehlt, zu holen hoffen. Es kommt höchstens ein Fadenschein von nichtigen Gefühlchen heraus, mit dem wir uns begnügen. Nichts erschüttert mich jetzt mehr als der Anblick Goethes um 1815 etwa, seit seiner Begegnung mit den Boisserées. Da steht der größte Mann seiner Zeit und fühlt, daß sie um ist! Auch darein will er sich gehorsam schikken und hätte nur den einen Wunsch, auch der neuen noch, die herauf kommt, diensam zu werden. Rührend ist es, wenn er an Boisserée schreibt: „Nicht zu viel sage ich, wenn ich Sie ver-

sichere, daß ich täglich und stündlich Ihrer gedenke, und nicht zu fromm drücke ich mich aus, wenn ich hinzusetze: in meiner Art von Gebet." Er, mit seiner grandiosen Wahrhaftigkeit, mit seiner unerbittlichen Aufrichtigkeit gegen sich selbst, begriff, was allein dem Alter, um noch mitzuleben, übrigbleibt: zu beten für die Jugend. Ziemt der Jugend Ehrfurcht vor dem Alter, die jeder Freudige jedem Leidenden schuldet, so ziemt dem Alter Demut vor der Jugend, und es begnüge sich, mit allen segnenden Kräften guter Wünsche fromm auf sie zu blicken und ihrer Taten liebend zu harren! Seit ich so weit bin, wird mir an ihr viel Freude. Ja das Verhältnis ist vielleicht reiner, als es je zu den Absichten und Aussichten meiner eigenen Zeit war, schon weil ich mich ja jetzt nicht mehr mitverantwortlich, nicht mehr mitschuldig fühle, denn ich mache jetzt nicht mehr das Wetter von morgen, ich versuche nur, ob ich's nicht etwa doch aus den Zeichen noch zuweilen errate. Dazu ist mir das „Kunstblatt" desto willkommener, als es, ohne dem schönen Ungestüm dieser neuen, endlich wieder einer jungen Jugend etwas zu vergeben, auf gutes Betragen hält und Hochsinn nicht mit Dreistigkeit verwechselt. Unter den sieben Heften, die bis jetzt vorliegen, ist keines ganz leer (und wer unsere deutschen Zeitschriften ein bißchen kennt, weiß, wie wenigen, auch von den besten, man dies nachrühmen

kann), Abildung und Text stehen im reinsten Verhältnis, bei großer Freiheit des Einzelnen wird doch ein gemeinsamer Grundton bewahrt. Nicht bloß eine neue Kunstbetrachtung, ebenso der dozierenden, von der wir Alten in unserer Jugend so viel zu leiden hatten, wie der anschmeckenden fern, in der wir uns selbst gefielen. Schon Goethe hat zuweilen (in der Anzeige Stiedenrodts bekennt er's selbst), statt über ein Buch oder ein Bild zu urteilen, lieber bloß erzählt, „wie es mir damit ergangen", und uns nun gar, als rechten Impressionisten, war doch alles immer nur ein Anlaß, uns selber daran abzuspiegeln. Unsere Kritiken wurden stets zu Memoiren. Jetzt aber wird eine andere Art Kritik versucht, eine, die Kunstwerke vermitteln will durch Uebersetzung in die Sprache einer anderen Kunst. Wenn etwa Däubler, der Dichter des „Nordlichts" über ein Bild schreibt, beschreibt er es nicht, er bespricht es auch nicht und beurteilt es nicht, noch ergreift er auch die Gelegenheit, daran sich selber darzustellen, sondern er überträgt es ins Wort, er läßt das Bild verlauten. Genau so könnte der Maler auch mit einem Gedicht oder mit einer Sonate verfahren, indem er das Erlebnis, das der Dichter mit Worten, der Musiker mit Tönen ausgedrückt hat, nun in seine Welt der Farben bringt. Auch wir impressionistischen Kritiker trieben schon nicht mehr Kritik, sondern Kunst, aber so, daß

das Kunstwerk uns Anlaß zur Selbstdarstellung gab: es verschwand und wir tauchten daraus auf. Auch in dieser neuen Kritik verschwindet das Kunstwerk zunächst, nicht aber der Kritiker ist es, vor dem es verschwindet, nein, der Kritiker verschwindet mit, beide versinken in das (mit Gundolf zu reden) „Urerlebnis", aus dem nun in Worten zurückkehrt, was uns eben in Farben erschienen war. Die Voraussetzung dieser neuen Kritik ist freilich dieselbe wie der ganzen neuesten Kunst: Glaube an eine ewige Wahrheit. Es ist kein Zufall, daß das „Kunstblatt" fast auf jeder Seite religiös anklingt: alles was wir jetzt in Wissenschaft und Kunst erleben, sind bloß Prolegomena zur Wiederkehr des Glaubens.

18. August. „Die Ursachen des Deutschenhasses. Eine nationalpädagogische Erörterung" von Max Scheler, Leipzig, Kurt-Wolff-Verlag. Ich schreibe darüber an Scheler:

„Heute kam Ihr Buch, ich las es ungeduldig gleich und las und las, mit welcher Erwartung, mit welcher Enttäuschung; ich traute ja meinen eigenen Augen nicht, es macht mich unsäglich traurig! Denn wenn auch Sie, selbst Sie nicht mehr an Europa glauben, wenn auch Sie sich ins Ghetto des Nationalismus flüchten, wenn selbst Sie dem Wahne der deutschen Auserwähltheit erliegen, auf wen soll man dann noch hoffen dürfen?

Sie wissen, wie wert Sie mir sind. Sie wissen, wie sehr ich Ihre Werke schätze, vor allem das über den ethischen Personalismus, eines der Grundbücher dieser Zeit, aber auch Ihre Kriegsbücher, die in einem gefährlichen Augenblick innerer Not das deutsche Volk ernst, ruhig, feierlich an seine Sendung erinnerten. Sie wissen, daß ich damals unsere Jugend an Sie wies als an ihren berufenen Führer. Was hat mir nur den Führer so verführt? Was, um Gotteswillen, ist in Sie gefahren? Ich erkenne Sie nicht wieder!

Daß ich's nur gestehe: kaum begann ich, mit welcher Begierde, mit welcher Zuversicht!, so war ich gleich nach den ersten Seiten aber schon irre, schon wurde mir bange. Denn Sie haben hier Ihren Ton nicht mehr. Sie sprachen sonst mit der stolzen Freiheit, mit der gelassenen Würde des Denkers, die sich zuweilen mit schweren Fittichen fast bis ins Prophetische hob. Hier aber ist's ein Advokat, der spricht, der Leser merkt, daß er überredet werden soll, Sie stellen ihm nach, Sie legen ihm Angeln, es scheint, daß Ihr Ton nicht immer ein ganz reines Gewissen hat. Befremdet, doch zunächst noch ganz arglos, erklärte ich mir das aus Ihrer Furcht, den noch ganz in seiner Hoffart sich wiegenden Philister abzuschrecken, wenn Sie sogleich zur Einkehr, Demütigung und Reue gemahnt hätten. Das ließ sich hören, obwohl es Ihnen eigentlich nicht ähnlich sah, Sie

waren sonst kein Opportunist, und gerade daß Sie keinen Hauch davon zu haben schienen, machte Sie mir, der selbst zuweilen vor Verlockungen zum Opportunistischen schwach wird, so wert. Sie sprachen sonst nicht aus dem Hinterhalt, Ihre Rede spielte nicht, sie wagte, bei jedem Wort genommen zu werden. Aber gut! Ich sagte mir: Du kennst die Verhältnisse draußen nicht, vielleicht hat er recht, vielleicht ist dort die Hoffart noch zu dreist, der Eigenwahn zu stark, die Selbstigkeit noch zu tief, er muß sie schonen, er will sich erst des Lesers gelinde versichern, bevor er den Schlag führt! Und immer rascher las ich, der großen Wendung gewärtig. Bis ich dann, entsetzt, doch den Irrtum endlich gewahrte: Sie wollen ja die Hoffart gar nicht schlagen, denn Sie sind selbst jetzt ja von Hoffart voll, auch Sie!

Der andere Scheler, der mir so wert war, hat, erschüttert durch den Anblick der „moralischen Anarchie in Gesinnung, Urteil, Verhalten der Menschen," erschüttert durch den „Zusammenbruch aller auch nur europäisch, geschweige universal gemeinsamen geistigen Maßstäbe", sich gerade von dieser Erschütterung Einkehr und Umkehr der Menschheit erhofft. „Es wird eine Zeit gewaltiger Reue und Buße kommen müssen," rief er, „eine Zeit, in ihrem Reue- und Bußwillen ähnlich dem Ende des XII. Jahrhunderts, in dem die Seelen nach den dona lacrimarum ver-

langten und im Besitz dieses Geschenkes weit und offen wurden, die Sprache Bernhards von Clairvaux zu hören.“ Ein „Ultimatum Gottes an Europa“ schien ihm dieser schändliche Krieg, das aus einer „Liebes- und Geistesgemeinschaft“ zu seiner eigenen Karikatur geworden war, mit dem Kapitalismus als „Kern“ und dem Bourgeois als „Hochblüte“. Und jener Scheler zögerte nicht, dieser gottlosen Zeit der bourgeoisen Herrlichkeit, die ihm jedes Recht auf die Führung der Menschheit verwirkt zu haben schien, den Untergang zu wünschen. So müssen Sie verzeihen, wenn ich, als mir die neue Schrift angekündigt wurde, der Erwartung war, hier werde der neue Bernhard von Clairvaux, nach den Gründen des Deutschenhasses in der Welt befragt, sein aufhorchendes Volk zu der einzigen Antwort anzuleiten trachten, die allein diesem grauenvollsten Erlebnisse noch einen „Heilsinn“ geben kann, zur Antwort: „mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa!“ Denn diese beiden Europas, das bourgeoise, dem Sie fluchten, und das der gesegneten „Liebes- und Geistesgemeinschaft“, sind ja in allen Nationen Europas vorhanden und stehen im Innern jeder Nation einander zum Kampfe gegenüber. Sie wissen so gut wie ich (lesen Sie doch einmal das schöne Kapitel über „Das Nationale im Denken Frankreichs“ in Ihrem „Aufbau“ wieder!), mit welcher heroischen Reinheit,

Opferfreudigkeit und Tapferkeit die französische Jugend (Rolland hat's im „Jean Cristophe" prachtvoll geschildert) seit Jahren diesen heiligen Kampf kämpft, und Sie wissen, wie tief vor dem Kriege das Deutschland der bürgerlichen Massen in den Ungeist versunken war. In allen Nationen hat der herrschende, der kapitalistische, nach Macht und Gewinn lüsterne, eroberungssüchtige, zur Expansion drängende, handelsimperialistische, der nationalistische Teil der Nation zum Krieg gehetzt, und so tragen alle Nationen an diesem Kriege die gleiche Schuld. Aber in allen Nationen hofft der andere, der gläubige, der zum Geiste, zur Versöhnung, zum Opfer bereite Teil der Nation diesem Kriege, in den er sich schuldlos verstrickt sieht, nun die Wendung zur Freiheit, zur Eintracht, zur tätigen Liebesgemeinschaft zu geben. Wenn, hüben oder drüben, der ruchlose Sinn der Gewalt, des Geschäfts, der Eigensucht siegt, hätte damit der Kapitalismus überall gesiegt und überall wäre der Geist geschlagen. Nur wenn die Waffen nirgends siegen, siegt überall der Geist, und Glaube, Hoffnung und Liebe! In allen Nationen haben freilich nur sehr wenige dies gleich erkannt. Und diese schwiegen. Aus Furcht? Aus Klugheit? Weil man doch nicht auf sie gehört hätte? Aber den zwei furchtlosen, unklugen, herrlichen Männern, die allein nicht schwiegen, wird es die Nation niemals vergessen:

im Frieden werden Friedrich Wilhelm Foerster und Heinrich Lammasch dem deutschen Volke die wahren Helden dieses Krieges sein, und unser höchster Ruhm! Und siehe, die Klugheit wurde beschämt: sie wurden, gerade sie wurden gehört. Ganz im Stillen, sozusagen unterirdisch wuchs die Macht ihrer sanften, lautlosen Rede; freilich der Krieg half ihnen auch sehr. Und jetzt ist ihre Stunde da! Morgen werden die Glocken läuten und Friede wird, und das große Vergeben, Verzeihen, Verstehen beginnt. Wir haben alle gefehlt, uns alle trifft die gleiche Schuld, wir alle sehen es jetzt ein, wir alle bereuen, wir alle sind zu büßen bereit und wir alle bitten alle, einander zu verzeihen, auf daß allen ein neues Leben in Liebe werde!

Sie kommen zu spät, mein armer Max Scheler, die Zeit ist weiter! Die nationale Selbstüberhebung, die aus Ihrem Buch spricht, eine Selbstüberhebung, die, wenn sie schon doch einmal am eigenen Volke doch den Schatten eines Fehlers zögernd einzugestehen genötigt ist, selbst diesen noch zärtlich hegt, sich nicht von ihm trennen kann und auch in ihm noch eine heimliche Tugend entdeckt, diese furchtbare Geisteskrankheit, die in den neunziger Jahren über Deutschland hereinbrach und den deutschen Bürger, der in „Hermann und Dorothea“ so herzhaft fromm und recht, ja fast noch mit einem Hauch Hans Sach-

sens, und selbst in Freytags „Soll und Haben“ noch voll Biederkeit vor uns steht, zu dem entsetzlichen Bourgeois Sternheims und Heinrich Manns entartet und verpöbelt hat, ist verlöschend, des Krieges rauher Atem bläst sie weg. Und eben in diesem Augenblick des Erwachens aus der neudeutschen Raserei, dem Augenblick, der vielleicht für Jahrhunderte das Schicksal des deutschen Geistes entscheidet, dem Augenblick, wo jetzt alles darauf ankommt, daß das deutsche Volk einmal die Wahrheit, die ganze Wahrheit hört, um zurückzuschaudern vor dem Abgrund, an den Selbstsucht, Machtsucht, Herrschsucht und der trügerische Glanz des Geldgewinnes es getrieben haben, da verlieren Sie die Sprache der Entschiedenheit, zaudern und — paktieren? nein, das ist das rechte Wort nicht, es ist noch ärger, Sie paktieren nicht mit der deutschen Verblendung, Sie schonen sie, Sie schmeicheln ihr, Sie rechnen auf sie, Sie fürchten sie, Sie wagen sich gegen sie nicht heraus! Hello hat das einmal das „Verbrechen des Neunzehnten Jahrhunderts“ genannt, daß es, statt das Böse zu hassen, mit ihm verhandeln will: und mehr wünsche sich das Böse gar nicht: car le mal ne demande pas toujours a chasser le bien; il demande la permission de cohabiter avec lui. Das ist's, was mich so furchtbar traurig über Ihr Buch macht: statt die neudeutsche Selbstüberhe-

bung zur Reue, zur Buße, zur Sühne durch Selbstdemütigung zu mahnen, kohabitiert es mit ihr und selbst wenn es zuweilen doch einmal sich behutsam vor ihr zu warnen anschickt, geschieht auch das immer noch mit dem scheelen Pharisäerblick auf den armen Zöllner drüben!

Sie, gerade Sie mit Ihrer tiefen Einsicht in die Gefahren der „Anpassung“ an den kapitalistischen Geist, Sie, der wie kaum ein anderer die Sendung hätte, den Glauben an das alte, das echte, mit selbstentsagender Liebe die Welt anerkennende, verstehende, umfassende Deutschland zu verkünden, das nach Auferstehung in unserem edlen Volk ringt, Sie durften, ja konnten auf die Frage nach den Ursachen des Deutschenhasses nur antworten: Gehaßt wird an uns der Bougeois in seiner entsetzlichsten Gestalt, in der neudeutschen Aufmachung, der Bourgeois im Stechschritt,, der Händler als Held, der Geschäftsreisende mit dem Feldwebelton, der Jobber und Schnorrer mit den Geberden Wotans, der wird gehaßt und vor diesem Hasse ist nur eine Rettung, nämlich die, daß wir ihn mithassen, mithassen mit aller Gewalt unserer Liebe, denn an diesem friederizianisch grimassierenden Bourgeois leidet die ganze Welt, am meisten aber und am tiefsten wir selbst, er hat unsere besten Tugenden, unsere höchste Seelenkraft und allen Glanz unserer alten Würde gebleicht!

Daß Sie diese Antwort schuldig bleiben, tut mir weh. Wie sie sich Ihnen immer wieder auf die Lippen zu drängen scheint und Sie sie doch immer wieder ersticken, ist fast rührend. Aber daß Sie sich in dieser inneren Verwirrung so weit vergessen konnten, den besten, den echtesten Deutschen dieser Zeit, unseren tapfersten und freiesten Mann, den herrlichen Friedrich Wilhelm Foerster gereizt zu schulmeistern, das zu verstehen muß ich mich unfähig bekennen."

Salzburg, 14. September. Daß wir wirklich, wie Zeitungen melden, nicht selbst dem Heiligen Vater antworten werden, sondern bloß im Chor mit Deutschland und Bulgarien, womöglich gar noch mit den Türken, das mir auch nur einen Augenblick vorzustellen, reicht meine Phantasie doch nicht aus. Selbst wenn wir ihm nichts als ganz dasselbe zu sagen hätten wie sie, wir, seine Kinder, müßten es doch ganz anders sagen als sie, in einer anderen Tonart und einer anderen inneren Haltung, mit einer Demut, einer Ehrfurcht, zu der Ungläubige ja keinen Anlaß haben. Ihnen ist er ein achtunggebietender Souverän, ein wärmeres Gefühl läßt schon ihre ganze Geschichte nicht zu, sie müßten sich verleugnen. Wir aber haben doch nicht bloß ein diplomatisches Verhältnis zu ihm; uns ist er der Statthalter Christi.

15. September. Der Nationalverband sucht seinen inneren Zwist zu vertuschen. Das mag noch ein paarmal gelingen, aber im Oktober oder November, im Augenblick der großen Entscheidungen über Oesterreich, wird er das erste Opfer sein. Er ist nur möglich gewesen bei der völligen politischen Gleichgültigkeit unseres deutschen Bürgertums, dem die Kraft fehlte, nach Königgrätz umzulernen. Es hatte bis Königgrätz an Oesterreichs deutschen Beruf geglaubt, an unsere Sendung, Deutschland zu führen. Als diese Hoffnung unserer Väter bei Königgrätz fiel, schien ihnen Oesterreich zu Ende. Und es folgte 1870, es erschien das einige Deutschland, von dem ihre Jugend geträumt hatte, doch Oesterreich war nicht dabei. Was sollten sie da noch? Ihnen blieb das Nachsehen, allenfalls das Zusehen; Oesterreich, in den Winkel gedrängt, wurde der müßige Zuschauer Europas. Was blieb ihnen in einem Lande zu tun, das nirgends mehr mittat? Sie zogen sich in sich selbst zurück: auf den eigenen Vorteil, zum „Geschäft". Aus Großdeutschen wurden sie Kleinösterreicher, die liberale Partei zur Verwaltungsratspartei, man gab die Politik auf und seitdem ist der Abgeordnete der deutschen Städte nur noch eine Art Dienstmann, durch den sich der Wähler im Ministerium „richten" läßt, was er braucht. Eine Zeitlang geschieht das noch in der alten liberalen Mundart,

die bald aber alldeutschen Tönen weicht: je politisch gleichgültiger der Wähler wird, desto mehr braucht er die Peitsche des grellen Schlagworts; je geringer die Bildung, das Wissen, der Ehrgeiz des Abgeordneten wird, desto willkommener ist ihm die Drohung mit der „nationalen Gefahr". In den letzten zwanzig Jahren ist Oesterreich, an das das Bürgertum der deutschen Städte nicht mehr glaubte, ihm nur noch ein Provisorium gewesen, aus dem jeder, bevor es demnächst abgelaufen sein wird, nur noch geschwind einen möglichst großen Profit für sich herauszuschlagen sucht. Die paar Abgeordneten des deutschen Bürgertums, die noch „Ideen", gar österreichische, hatten, lassen sich an den Fingern herzählen; auch mußten sie sich immer ängstlich hüten, daß der Wähler davon nichts merkte. Für den bestand das Amt des Abgeordneten darin, seinen Wahlbezirk auf Staatskosten zu versorgen, das war diesem deutschen Bürgertum in Oesterreich der ganze Sinn und Inhalt aller Politik. Um aber den Erpressungen mehr Nachdruck zu geben, hielt man es für nötig, „oben" gefährlich auszusehen: daher plötzlich der Aufwand irredentistischer Phraseologie, nationale Begeisterung gehört zu den Geschäftsspesen und übrigens ist der brave Wähler dabei doch insgeheim überzeugt, daß sie ja weiter nichts schadet; er nimmt sie nicht ernst. Eigentlich, sagt er sich,

ist von Oesterreich ohnehin schon gar nichts mehr da! Doch im selben Atemzug sagt er sich auch: Aber solang ich leb, wird's schon grad noch halten! Und das Ergebnis dieser beiden Betrachtungen, aus denen seine ganze politische Weisheit besteht, ist der Entschluß, rücksichtslos zu verdienen. Nun mischt sich aber in diesen Entschluß noch etwas gut Altösterreichisches ein: der Aberglaube nämlich, daß man auf geradem Wege nichts verdient, daß im Grunde „Geschäft" sich mit Ehrlichkeit nicht recht verträgt, daß es auf alle Fälle besser ist, Hintertüren zu benutzen. Und das allein interessiert ihn an dem ganzen Parlamentarismus; für ihn ist der Abgeordnete nichts als der Wegmacher zum Hintertürl. Man kann nicht leugnen, daß ihm zu dieser Auffassung der in Oesterreich seit 1866 übliche Betrieb der Politik guten Grund gegeben, daß ihn dazu die Methode des seit 1866 üblichen Regierens noch ermutigt hat. Bis endlich dieser Krieg kam und sich ein unbekanntes Oesterreich auftat, das vergessene, das alte, das insgeheim ganz jung gebliebene war, das ewige Oesterreich seiner Völker! Und mit solcher alles bezwingenden Gewalt stand es jetzt auf einmal wieder da, daß selbst dem Stadtbürger (dem es nicht leicht fällt, in diesem Bauernland Oesterreich je ganz heimlich zu werden) das Herz davon schlug. Und er fühlt, daß jetzt sein Oesterreich, das der Hintertürln, dahin

ist. Er fühlt, daß in dem wiedergeborenen Oesterreich kein Platz mehr für jene Politik des täglichen Kuhhandels zwischen dem Minister und „unserem bewährten“ Abgeordneten ist. Und, nicht ohne Furcht, aber unwillkürlich doch auch mit einem gewissen Stolz, ahnt sogar er, daß Oesterreich vielleicht, sobald der Krieg aus ist und das Heer heimkehrt, zum erstenmal ein wirkliches Parlament haben wird, eins, das Politik versucht, die doch in Wahrheit immer nur die Kunst der Formgebung ist. Und seit der Nationalverband merkt, daß der Wähler ahnen könnte, kriselt's im Nationalverband: die Gespenster wittern Morgenluft, ihre Zeit ist um. — Der Nationalverband besteht nicht bloß aus Gespenstern der Vergangenheit, mitten unter sie haben sich stets auch lebendige Oesterreicher verirrt; das Unheimliche war nur, daß sich bisher im Nationalverband, wie überall in diesem Scheinösterreich der letzten fünfzig Jahre, die Ohnmacht stärker als die Kraft erwies. Jetzt aber merken die Gespenster, das es licht wird. In diesem Oesterreich, das aus den Schützengräben kommt, ist ein großer Wille zur Gemeinsamkeit. Es hat Platz für jeden, der die Freiheit, die er für sich verlangt, auch den anderen gewährt; es darf keinen leiden, der über andere zu herrschen begehrt. Wer dem Vaterland am meisten bringt, den läßt es willig vor; wer sich bloß besser geboren dünkt, den weist es

zurück. Alle gelten ihm gleich, die gleich bereit fürs Vaterland sind. Aber von jedem heischt es, daß ihm das gemeinsame Vaterland mehr als die Nation sei: das Gefühl, der heiligen österreichischen Erde zu gehören, nicht das Blut macht den Oesterreicher. Ein geistiges Erleben unserer alten Erde hat uns dieser Krieg gebracht und jetzt haben wir keine Ruhe mehr, bis wir auch den Ausdruck, die politische Form dieser unserer tiefen Erdgemeinsamkeit gefunden haben werden! Das Land, unser altes Land ist's, von dem wir nicht lassen können, für das wir zu jedem Opfer bereit sind; wissen selber nicht warum, wissen nur, daß es uns teurer als selbst das eigene Leben, daß es uns über alles lieb ist! Und war's uns so teuer und lieb, daß wir selbst das eigene Leben dafür nicht achten wollten, so werden wir ihm wohl auch den eitlen Plunder von nationaler Selbstsucht, Ueberhebung und Machtgier noch opfern können, um den die Narren aller Nationen seit so vielen Jahren einen Wortzank führen und nicht merken oder sich stellen, als merkten sie nicht, daß dahinter einstweilen bloß das „Geschäft" aller „Verdiener" floriert. Im Kriege haben wir auf einmal erst entdeckt, wie viele wir sind, die nichts als Oesterreich wollen, ein freies, starkes, freudiges Oesterreich, das jeder seiner Nationen Raum und Luft und Licht zur Entfaltung seiner eingeborenen Art und Kraft

läßt. Und davor erschrickt nun der Klüngel, der noch immer nicht Oesterreich will, sondern immer nur die „Belange". Und das Kriseln im Nationalverband ist nur ein Knistern der Todesangst, die den „Belangreichen" das Erwachen Oesterreichs einjagt: die „Professionals" der Politik fühlen sich bedroht, sie, denen es um die „deutsche Sache" so wenig geht als überhaupt um irgendeine Sache; sie, deren Element der „nationale Kampf" ist, weil sie die Verwirrung, Unsicherheit und Unordnung, den Argwohn, das Mißtrauen im Lande brauchen, um unbemerkt ihre schmutzigen Geschäfte zu besorgen; sie, die der erste Hauch jeder wesentlichen, wirklichen, wahrhaftigen Politik, welcher Art immer, zerblasen wird. Im Nationalverband steht nicht etwa Gesinnung gegen Gesinnung, es ist nicht ein Kampf der Ueberzeugungen, nein, sondern der „Professional", dem es ganz gleich ist, in welcher Gesinnung er „macht", wie es dem Spekulanten ganz gleich ist, ob er in Grundstücken oder Papieren, in Bier, Konserven oder Kohle spekuliert, der „Professional", der sozusagen ganz abstrakt politisiert, der „Professional", dem alle Politik zum bloßen Tauschwert wird, steht gegen jeden Versuch, einmal nicht zu persönlichen Zwecken, sondern um der Sache willen, um irgendeiner Sache willen, für ihren Erfolg, und wär's selbst zum eigenen Nachteil, zu politisieren.

Daß es das überhaupt gibt, wissen die Belangreichen vielleicht gar nicht, und sie können sich damit entschuldigen, daß es bis zum Kriege niemand in Oesterreich mehr zu wissen schien: die bloße Vermutung ist uns in den letzten dreißig Jahren ausgetrieben, wir sind dreißig Jahre lang methodisch zur Unsachlichkeit, Unwirklichkeit, Unwahrhaftigkeit erzogen worden, bis es jedem zu Grundsatz wurde: das, worüber in der Politik verhandelt wird, ist damit niemals gemeint, darum handelt es sich gar nicht, es wird nur verhandelt, damit man nicht merkt, worum es sich wirklich handelt, politische Verhandlungen maskieren nur die persönlichen Interessen. Wenn es jetzt im Nationalverband kriselt, ist das auch nur ein Zeichen der allgemeinen österreichischen Krise: seit der Krieg die Wahrheiten Oesterreichs erbracht hat, ist es unmöglich geworden, wieder in den bloßen Schein zurückzukriechen. Alle Parteien spüren das. Alle Parteien hatten doch ursprünglich einmal einen politischen Willen, der nur längst im „Betrieb“ erstickt ist; ursprünglich war die Partei doch nur ein Mittel, das aber allmählich zu seinem eigenen Zweck geworden ist, der Apparat hat ganz vergessen, daß man doch auch Gebrauch von ihm machen kann. Alle Parteien enthalten noch Männer, denen insgeheim schon selber zuweilen bange wird vor der grauenhaften Sinnlosigkeit aller Politik, ja die

vielleicht in verwegenen Augenblicken sich sogar fragen, ob man nicht doch einmal versuchen könnte, ihr eine Art Sinn zu geben. Sie hatten nur noch nie den Mut dazu, die Diktatur der „Professionals“ war bisher immer zu stark. Jetzt hätten sie vielleicht den Mut, sie warten nur noch, daß einer das Zeichen gibt. In allen alten Parteien wäre Material zu einer Partei wesenhafter Politik; nur der schaffende Geist, es zu beseelen, zu gestalten, zu bewegen, fehlt noch. Oder es kann auch sein, er ist längst da, der Gestalter Oesterreichs, er wehrt sich nur gegen die Last der Sendung, und mit der bangen Demut aller Auserwählten fleht er wie Moses zum Herrn: „Wer bin ich, daß ich zu Pharao gehen und mein Volk ausführen soll aus Aegypten? Sende nicht mich, sende einen anderen!“

Salzburg, 19. September. Theodor Wolff schildert den famosen Grafen Luxburg, „der in Buenos Aires dem schwedischen Gesandten so witzige Chiffredepeschen zur Beförderung nach Deutschland übergab.“ Er hat ihn vor seiner Abreise nach Argentinien kennen gelernt und gewann den Eindruck eines geistig beweglichen, vielleicht nur zu beweglichen, und unter kluger und fester Führung gewiß verwendbaren Menschen. Nur — er hatte so eine gewisse Manier, den Rest der Welt nicht hoch zu schätzen, die

Grundsätze eines kraftvollen Herrentums zu betonen und jene bald lächelnde, bald scharfe Ueberlegenheit zu zeigen, die uns so viele Liebe gewonnen hat. Daß in der sorglosen Halbgottlaune grandios spöttische Depeschen hinausgeschmettert werden, ist nicht erstaunlich, und daß diese diskreten Geistesprodukte dann einem mit dem Chiffreschlüssel versehenen Gegner in die Hand fallen, ist beinahe schon selbstverständlich." Damit steht nicht bloß dieses Exemplar, sondern die ganze Gattung leibhaftig vor uns und die Professoren können sich ersparen, noch länger zu fragen, warum der Deutsche, so vertreten, der ganzen Welt verhaßt ist: ein einziges solches Exemplar genügt, um alle stillen Wirkungen echten Deutschtums zu vernichten. Auch wir Oesterreicher haben ja das Mißvergnügen, von diesem Schlage neudeutscher Selbstherrlichkeit nicht immer ganz verschont zu bleiben, und auch wir gehören für ihn zu dem „Rest der Welt", den er nicht hoch schätzt: er läßt an uns nichts als allenfalls unsere Gutmütigkeit gelten, diese freilich überschätzt er vielleicht sogar und es könnte sein, daß er sich einmal verrechnen wird. Denn was hilft alle tiefe Demut, Ehrfurcht und Einfalt des echten, des arglosen, des entsagenden Deutschtums von der alten Art, wenn nichts mehr davon sichtbar wird? Selbst ich, der doch im täglichen, im stündlichen Verkehr mit dem

reinen deutschen Geiste lebt, muß mich jetzt oft erst daran erinnern, muß mir immer wieder erst vorsagen: Nein, diese heutigen Pächter und Affi-cheure des Deutschtums sind ja der gerade Widerpart alles deutschen Wesens, du kennst es doch, vergiß doch nicht! Wer aber nicht diesen unverlierbaren Schatz innerer Verflechtung und geistiger Verschuldung an die wahren Führer und Verwalter Deutschlands, an Troeltsch, Burdach, Foerster, Ernst Cassirer, Meinecke, Fritz Mauthner, Johannes Müller, Simmel, Kühnemann (ich greife nur nach den mir nächsten, der Geisterzug nähme so bald kein Ende!) sich so treu bewahrt hat wie ich, wie schützt sich der davor, nicht irre zu werden und nicht völlig zu verzweifeln am deutschen Volke?

20. September. Jetzt hat auch der wackere Seekatz seinen Biographen gefunden: „Johann Konrad Seekatz. Ein deutscher Maler des XVIII. Jahrhunderts. Sein Leben und seine Werke von Dr. Ludwig Bamberger. Heidelberg 1916. Verlag Karl Winters Universitätsbuchhandlung.“ Wir kannten ihn bisher nur aus „Dichtung und Wahrheit“, wo er, neben dem Landschafter Schütz, dem rembrandtisierenden Trautmann und dem niederländelnden Junker, bei Thorane erscheint, dem Grafen „höchlich gefällt“ und dem Knaben Wolfgang über alle seine

„kleinen Tücken“ nicht gram werden kann; und Gutzkow hat ihn gar im „Königsleutnant“ fast zur komischen Figur gemacht. Seinen Ernst, die Redlichkeit seines treuen Bemühens, den echten Sinn des unermüdlichen Mannes erblicken wir erst jetzt und lernen so jetzt erst die leise Rührung Goethes verstehen, die sich in die gute Laune seiner Schilderung mischt. In ihm hat Goethe zuerst einen Menschenschlag kennen gelernt, dessen höchstes Beispiel er später an Zelter fand. Auch der Darmstädter verbarg unter seinem derben, keinen dreisten Spaß verschmähenden Gehaben denselben „redlichen, tüchtig bürgerlichen Ernst“, den Goethe dem Berliner Freunde nachrühmt, und auch jener hatte, wenngleich vielleicht in einer geringeren Dosis, die Kraft, „sein Handwerk bis zur Meisterschaft durchzuführen.“ Daß er vom Handwerk kommt, ist seine Stärke, daß er das Handwerk niemals verleugnet, seine Tugend, daß er über das Handwerk empor blickt, sein Ansporn, daß er doch über das Handwerk niemals hinaus kann, seine Schranke. Und Bamberger zeigt, daß gerade dies typisch für die ganze Zeit ist: „Seekatz und seine Frankfurter Kollegen sind auch noch bei ihren selbständigen Leistungen nicht als selbständige Künstlerpersönlichkeiten zu verstehen; es sind Handwerker, die sich langsam mit allen möglichen fremden Hilfsmitteln wie Stichvorlagen und dergleichen von

unten heraufarbeiten und deren künstlerische Selbständigkeit darum zeitlebens eine bedingte bleibt. Seekatzens ganzes Schaffen bedeutet eine große Aufwärtsbewegung vom Handwerker zum Künstler, und diese Bewegung scheint überhaupt für das XVIII. Jahrhundert charakteristisch, unbekannte kleine Schreinermeister schwingen sich zu großen dekorativen Kunstwerken auf — wir brauchen nur an das Chorgestühl im Wormser oder Mainzer Dom zu denken, Stukkateure und Bauleiter werden selbständige Architekten, Modellschnitzer kleiner Porzellanmanufakturen werden Bildhauer und Tünchermeister, die ihr Lebtag nach Vorlagen gearbeitet haben, versuchen sich plötzlich in eigenen Ideen. Um bei der Signatur ihrer Werke neben das einfache „pinxit" das stolzere „invenit" zu setzen. Nur im Rahmen dieser Zeitbewegung gesehen, konnte das schwankende Bild einer Künstlerpersönlichkeit wie Seekatz die richtige Beurteilung finden." Und wie denn in Goethes Leben wirklich alles providentiell und der Genius, den er so gern anruft, ihn niemals zu verlassen scheint, möchte man auch darin den Segen von oben sehen, daß der Knabe die Kunst zuerst vom Handwerk aus kennen lernt. Das Dämonische seines Wesens hätte ihn zerstören oder gar verflüchtigen können ohne das zusammenhaltende, niederziehende Gegengewicht des gesunden Hausverstandes, einer zuwei-

len fast an Nüchternheit streifenden Sachlichkeit und des tiefsten Respekts vor der Arbeit, ja geradezu der Handarbeit in Wissenschaft und Kunst, der ihn noch auf der Höhe seiner reifsten Weisheit, in den Wanderjahren, sagen läßt: „Allem Leben, allem Tun, aller Kunst muß das Handwerk vorausgehen, welches nur in der Beschränkung erworben wird. Eines recht wissen und ausüben, gibt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen.“ Vielleicht werden wir mit der Zeit begreifen lernen, daß der Kunst, um wieder auf dem rechten Weg zu kommen, im Grunde heute nichts so sehr fehlt, als die Schule des Handwerks! Was hilft es dem heutigen Künstler, in seinem Inneren die ganze Welt zu finden, wenn er, bei reinstem Verlangen, stärkster Empfindung, doch nichts davon äußern kann, weil es seiner Hand an der Uebung im Gestalten, einfach an der Abrichtung mangelt?

21. September. Max Bewer erzählt im „Lokalanzeiger“ von seinem Besuch im Hauptquartier und einem Gespräch mit dem deutschen Kaiser, der ihm sagt: „Sie haben recht, Hindenburg ist unser Wotan und Ludendorff der Siegfried unserer Zeit!“

22. September. Das „Kunstblatt“, das Paul Westheim mit sicherer Hand ruhig in die

Höhe lenkt (Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar) bringt im Septemberheft, das sonst hauptsächlich Odilon Redon gewidmet ist, einen sehr lesenswerten Aufsatz Friedrich Markus Huebners. Während nämlich sonst Ankündiger neuer Kunst meistens verheißen, sie werde den Sieg, die Erlösung, den Frieden bringen, mit ihr sei die Sehnsucht erfüllt, alles gefunden und das Ziel erreicht, wird hier, bei Verzicht auf alle Beruhigung im Endgültigen, vielmehr eben das Ringen, der Geisteskampf, die Ruhelosigkeit selbst zum Thema, zum Inhalt der neuen Kunst gemacht: „Das menschliche Ich der neuen Generation hat sich aus dem wissenschaftlichen Erleiden der Objekte aufgerafft zum schlichten ungebändigten Füllegefühl des eigenen unvergänglichen Herrschertums ... Die neue Zeit wird geführt werden vom Geiste. Die „Mächte" — Herkommen, Gewohnheit, erprobtes Regierungsschema — haben ihre Rechtfertigung fürderhin nicht von sich selber, sondern empfangen sie in ständiger Wandlung vom Geiste ... Die Bilder, die Gedichte, die Prosaschriften der neuen Kunst zeigen allenthalben diese Neueinstellung. Das Ich in ihnen reguliert und demütigt sich nicht unter das was ist, sondern befiehlt nach inwendiger Figur, was sein soll. Es befiehlt dem Sehen des Auges, der Raumempfindung, der sittlichen Urteilskraft. Die neuen Romane und

Dramen bewegen sich um Konflikte, die erdacht scheinen und erdacht sind, aber deren verwirklichende Kraft so groß ist, daß es ihnen die Konflikte der sinnfälligen Welt eiligst nachtun müssen ... Die neue Kunst steht nicht neben dem Leben als dessen abgeklärter Sinn und die holde Zugabe des Glückes, nein, sie fordert heraus, sie entsendet neue Unruhe, sie behauptet sich, indem sie verdrängt und aufreizt und unterwirft, wer immer ihr naht ... Es geht um den Imperialismus des Geistes. Er, der unsichtbar ist und in ewigem Fluß, ruft schöpferisch den Gemeinschaften: „Formt Euch!" und ruft schöpferisch den Einzelnen: „Entformt Euch!" zu. Er will, daß Krieg sei, um zwischen dem Zusammenprall der Gegensätze desto verwegener und rätselhafter sich selber Genüge zu tun." Seltsam: mit fast denselben Worten fand ich das eben auch an anderer Stelle gesagt! Es heißt da: „Diese Welt, die wir wollen, kann keine natürliche Entwicklung, sondern nur unser eigener Geist schaffen. Der Geist ist Schöpfer, er allein und keine Macht sonst ... Sein wesentliches Wesen, das schöpferische, ist auf alle Weise unausdrückbar außer durch seine eigenen Taten, denn es ist Tat gewordene Latenz." Und auch hier taucht das Gesicht einer neuen Kunst auf, einer den Mythos der Zukunft formenden Kunst, einer Kunst der „Verführung zu einem Menschen, der aller Gewalten

Spiel und Herr, das Maß der Dinge und der König der Erde sei." Die Schrift, worin dies steht, heißt: „Die Krisis der europäischen Kultur", von Rudolf Pannwitz (Verlag Hans Carl, Nürnberg, 1917). Sie war mir zunächst eher verdächtig durch ihren fatalen Eigensinn in Interpunktion und Syntax (sie spricht zuweilen wie vor der Erschaffung der neuhochdeutschen Sprache, lieber koordinierend, wo wir, am Vorbilde griechischer und lateinischer Eloquenz geschult, logisch zu subordinieren gewohnt sind, und gewinnt freilich dadurch eine rhythmische Gewalt, die an die Edda, an Eckhart oder Tauler und auch wieder an die Strombreiten Walt Whitmans gemahnt), bald aber fand ich mich hingerissen, fortgerissen, wenn auch mit innerem Widerspruch, der sich an der absprechenden Hybris des Verfassers (der Hybris sehr vereinsamter und der milden Korrektur geselligen Verkehrs entwöhnter Menschen, derselben, die mir Schopenhauer, Dühring und Nietzsche oft unleidlich macht) bei jedem Satze von neuem wieder entzündete. Doch hier ist endlich wieder einmal einer von den erratischen Geistern, wie sie der Genius über unser deutsches Volk zu Zeiten schickt, daß es nicht ganz versande: tiefblickend, weitsinnig, hochfahrend, starken Herzens, furchtlosen Verstandes, wütender Wahrhaftigkeit, ruhelos, übergreifend, über sein Volk hinaus, ja noch

über Europa hinaus, über unsere Zeit nicht bloß, sondern über alle Geschichte, bis zur gestaltenden Sage, ja bis ins ungestaltete Chaos zurück, und Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vorfordernd, um Gericht zu halten über sie, ein Seher, freilich so trunken seines Gesichts, daß er es noch nicht nennen kann, uns nur beteuern kann, er sehe, er allein unter uns Blinden sehe, nicht aber oder doch noch nicht sagen kann, was!

Salzburg, 27. September. Kriegerisch ist man jetzt nur noch daheim, da wird der Feind auch noch gehaßt. Im Felde kennt man sich dazu gegenseitig zu gut, keiner kann dort dem anderen Achtung versagen, sie sind einander wert und wer Urlaubern zuhört, hat oft fast den Eindruck, es fehle nicht mehr viel, daß sich der seit so langer Zeit gleichsam unter einem Dache desselben ungeheuren Schicksals hausenden, dieselbe Gefahr teilenden Feinde ein Gefühl der Gemeinsamkeit bemächtige. Es wäre kein Wunder, wenn der deutsche Soldat am Ende den französischen besser verstünde als den eigenen Landsmann daheim: sie sind einander näher, wissen voneinander mehr, verständigen sich leichter und haben einander erprobt. Vielleicht wird mancher, kehrt er heim, hier noch Heimweh kriegen nach dem Feinde; denn es könnte sein, daß er hier

weniger Frieden findet, inneren Frieden empfundener Gemeinschaft, als im Kriege draußen war. Und vielleicht bringen die heimkehrenden Heere die Verständigung der Völker mit; vielleicht kommt uns aus den Schützengräben die Idee Europa zurück, und stärker, inniger, reiner, auch breiter, schwerer, tiefer, und eingesenkt ins Erdreich unmittelbaren Erlebens. Europa hat sich doch früher eigentlich bloß vom Sehen gekannt, jetzt ist es durch das Blut verwandt. Und da hätte dann der Krieg doch auch einen Sinn gehabt. Dies sagt mir ein Buch über Cambrai, „geschrieben in der Stadt, welche das Ziel der gewaltigsten Schlacht der Geschichte war, während tagaus, tagein das Dröhnen der Geschütze über den Dächern schwebte und die Erde unter dem schweren Tritt durchziehender Kolonnen erzitterte", von drei deutschen Soldaten, dem Vizefeldwebel d. L. Dr. Hermann Burg, dem Vizewachtmeister Dr. Hermann Erhard und dem Landsturmmann Dr. Franz Schnabel, verfaßt „für die Schar der feldgrauen Bürger, welche unzählbar die Straßen und Häuser erfüllte, ein rastlos fließender Strom von Kämpfern, die einen den Tag des Streites erwartend, die anderen nach blutigem Ringen von verwüsteter Stätte zurückkehrend"; und dargebracht von der Buchhandlung desselben 14. Reservekorps, dem wir schon die wunderbare Schrift Dr. Erhards über

La Tour, seine Skizzen „Aus Städten und Schlössern Nordfrankreichs“ und Professor Rauchs „Douai“ (im Buchhandel durch Karl Winters Verlag in Heidelberg) verdanken. Wie wundersam still blickt hier der Krieg! Mit welcher Ergriffenheit lauschen diese deutschen Eroberer auf den Geist des Erbfeinds! Wie zärtlich schmiegen sie sich ihm an! Die schönste deutsche Tugend: unsere geheimnisvolle Kraft, uns, eben indem wir uns dem Anderen hingeben, schon fast erlöschen in ihm und uns an ihn verlieren, eben dadurch erst recht wiederzufinden, uns durch Einfühlung ins Fremde gerade selber erst zu formen, durch Fremdes erst recht an uns selbst erinnert zu werden und uns niemals vernehmlicher äußern zu können, als wenn wir uns zuvor erst unser selbst entäußern, bewährt sich hier. Am schönsten wieder in dem Abschnitt über Fenelon, wo zwischen dem Darsteller und seinem Gegenstand sich eine Art Wahlverwandtschaft zeigt und in das Bild, das Doktor Erhard von dem zarten Seelenfreunde der Madame Guyon entwirft, unwillkürlich auch noch ein Selbstbildnis herein oder ihm doch gewissermaßen über die Schulter sieht. Erhards ungemeiner Begabung fürs Subtile konnte ja nicht leicht ein willkommenerer Stoff begegnen als dieser frauenhaft nachgiebig starre Hofmann, dieses Pastell von einem Menschen, der fast nur ein Hauch scheint, und doch von wel-

cher Festigkeit! Jedes Wort scheint schon zuviel von ihm zu sagen und doch sagt noch keins genug über ihn. Er besteht aus lauter Mezzotinten, er geht immer eben in eine andere Tonart über, aber mit welcher Klarheit, mit welcher Kraft! Ganz sachte streichelnd stellt das Erhard meisterhaft dar, er schleicht ihm auf den Zehen nach, es ist ein Prachtstück sozusagen verstohlener Charakteristik, gipfelnd in der Schilderung des Streits zwischen Fenelon und Bossuet, „zwischen dem schmiegsamsten und dem wuchtigsten Geist des Jahrhunderts“.

30. September. Oesterreichisch ist es, immer Unheil zu wittern, wir fühlen uns sonst nicht wohl. Und österreichisch ist's, an der eigenen Größe vorüber zu leben; ihren ernsten Blick finden wir unbequem. So blieb der erhabene Geist der Amnestie, blieb der herzergreifende Ton unserer Antwort an den Heiligen Vater unbemerkt. In beiden kündigt sich ein neues Zeitalter an, der Gewalt absagend, dem Rechte zuschwörend, Herrschaft und Vorherrschaft verschmähend, der Gerechtigkeit, der Liebe, der Freiheit vertrauend, abrüstend, friedfertig, entsagend, verzichtbereit, und entschlossen, einmal Ernst zu machen mit dem Christentum. Ein neues Zeitalter kündigt sich an, und durch unseren Mund; unser Vaterland ist's, das der

Welt die neue Losung bringt, die Losung dieser allversöhnenden Weltfrömmigkeit, des Füreinanders aller Völker! Müssen da nicht beim bloßen Anblick so hoher Sendung, beim bloßen Aufruf zu so weltgeschichtlicher Tat alle Herzen schlagen? Fällt uns aber gar nicht ein! Wir glauben nicht an uns. Ja wir nehmen es übel, an uns zu glauben. Es ist uns unbequem, wenn man an uns glaubt. Ein Augenblick von einer Größe wie seit Jahrhunderten keiner erscheint und — wir wenden uns ärgerlich ab! Oesterreich erscheint, Oesterreich ist da, nichts fehlt als die Form, und es wäre die Sehnsucht von Jahrhunderten, es wäre das Bedürfnis Europas erfüllt! Wir haben nur endlich einmal entschlossen wir selbst zu sein, alles ist ja jetzt für uns da, wir haben es bloß noch zu formen! Wies jemals einem Geschlechte das Schicksal ein edleres Ziel? Sich formen, allen Sinn, alles Verlangen, alle Fülle der eigenen Kraft aus ihren Tiefen heben, das eigene Geheimnis ans Licht bringen, dem eigenen Wesen ins Auge sehen und in ehrfürchtigem Schaudern es anfassen, mit scheu, doch kühn gestaltender Hand! Schaffen dürfen! Und seinen eigenen Ausdruck schaffen dürfen! Selbst sein eigenes Gesetz erkennen dürfen! Künstler seiner selbst sein! Selbst sein eigenes Schicksal sein! Kaum in Jahrtausenden einmal schlägt Völkern eine Stunde solcher Seligkeit! Und der Oester-

reicher? Er antwortet: „Ja, schaun's Ihnen unser Parlament an, pfui Teufel!" Der Oesterreicher ist nämlich schon für Oesterreich, o ja, doch jeder für ein anderes, jeder nur für sein Privatösterreich! Daß eben dies der Sinn des ungeheuren Augenblicks ist, allen diesen Privatösterreichen ein Ende zu machen, ein für alle Mal, durch ein Universalösterreich, an dem zum erstenmal die sämtlichen österreichischen Völker ein gemeinsames Vaterland haben werden, daß dieses Oesterreich nicht errechnet, nicht erklügelt, nicht erredet werden kann, sondern den Leidenschaften seiner sämtlichen Völker abgerungen werden muß, daß dazu das Ringen gehört, daß dazu freilich aber auch ein Ringer gehört, auch einer, der dem Ringen etwas entringt, ein Geist über den Wassern, ein Ordner, ein Former, daß Ordnung immer aus einem Chaos entsteht, ja daß Ordnung das Chaos ist, aber freilich ein beherrschtes Chaos, daß das Chaos nur Form braucht, um zur Ordnung zu werden, daß das Parlament, über das ihr jammert, bloß einen die Kräfte nicht fesselnden, aber führenden, den Leidenschaften nicht wehrenden, aber ein Ziel weisenden, alle den Weg nach Oesterreich führenden Mann, einen, der nicht mit Paragraphen hantiert, sondern der Wirklichkeit Gestalt und Gewalt gibt, einen schaffenden Mann braucht, gewahrt ihr denn das noch immer nicht? Gebt diesem verrufenen Par-

lament einen Mann, der ein Politiker ist, und ihr sollt staunen, was es vermag!

1. Oktober. „Gedanken zur österreichischen Verfassungsreform“ von Dr. Ignaz Seipel (Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck). An unsere Probleme treten die einen mit dem bloßen Verstande, die anderen ahnend heran. Der Verstand erdenkt flink irgendein Oesterreich und wundert sich dann, daß es bloß auf dem Papier, niemals aber mit der Wirklichkeit stimmt; er weiß nicht, daß ihm seinem Wesen nach das Innere geschichtlicher Lebendigkeiten stets versiegelt bleibt. Die anderen hinwieder, die Ahnenden, bemerken in ihrem seligen Gefühl der innerlich unmittelbar erlebten Gewißheit Oesterreichs nicht, daß uns damit noch wenig geholfen ist, daß wir mehr brauchen, daß es jetzt gilt, Oesterreichs Gewißheit doch auch endlich wieder einmal auszudrücken, zu formen, zu gestalten. Jene verhalten sich utopisch zu Oesterreich, diese visionär, uns aber kommt es jetzt auf ein praktisches Verhältnis an: wir sollen Oesterreich tun! Ein vermittelnder Mann, als den wir Seipel schon aus seiner bedächtigen Schrift über „Nation und Staat“ (Wilhelm Braumüller, Wien 1916) kennen, ein Mann, dem, bei größter Klarheit ruhig messenden und wägenden Ver-

standes, doch nicht verborgen bleibt, daß Oesterreich nicht auszumessen und abzuwägen, daß dann immer noch ein inkommensurabler Rest übrig, daß sein Geheimnis zuletzt doch nur der Empfindung erreichbar ist, ein Mann von so glücklich verteilten, sich einander anpassenden Gaben, unter denen Mäßigung, fast zuweilen bis zum Pedantischen, Mißtrauen gegen jedes Extrem und das Bedürfnis scharf zu sehen, so wenig fehlen als ein natürlicher Instinkt der Vorsicht vor gewaltsamen Entscheidungen, ein solcher wohlberatener, umsichtiger Mann wird uns da noch am ehesten zu helfen wissen. Er verkennt nicht, daß gegen den Zentralismus unsere ganze Geschichte spricht, verschweigt aber auch seine Bedenken gegen den Föderalismus nicht, der zwar die Geschichte für sich habe, doch den nationalen Streit nicht löschen, sondern vom Reiche nur in die Länder ableiten würde, und erwartet Gerechtigkeit für alle, erwartet den inneren Frieden bloß von der nationalen Autonomie, so daß er für die Verfassungsreform geradezu die Formel aufstellt: „Ob Zentralismus, ob Föderalismus, auf jeden Fall nationale Autonomie!" Hier kann er der allgemeinen Zustimmung gewiß sein. Jede nationale Minderheit fordert die Autonomie, keine Mehrheit wird sich ihrer erwehren können und das Beispiel Mährens zeigt ja, wie gut sie selbst in einer so behutsamen Dosis

schon wirkt. Fraglich bleibt nur, ob sie genügt. Vor zwanzig, ja noch vor zehn Jahren hätte sie genügt, um die anderen Probleme zunächst einmal zu vertagen. Wir kommen aber immer zu spät, wir lösen ein Problem immer erst, wenn inzwischen ein anderes schon viel wichtiger geworden ist, das wir erst lösen werden, wenn auch mit seiner Lösung wieder nichts mehr erreicht sein wird, weil dann schon längst noch ganz andere drängen werden. Wir müßten jetzt trachten, endlich einmal mit einer Lösung zurechtzukommen. Ja wir müßten trachten, unseren Problemen einmal zuvorzukommen. Wir müßten, wenn wir jetzt Ordnung machen, dies nicht wieder notdürftig bloß für den Augenblick tun, sondern einmal gleich wesentlich auf hundert Jahre. Für hundert Jahre kann uns dieser Augenblick, recht erkannt, ganz erfaßt, opferfreudig festgehalten, den inneren Frieden bringen. Dazu genügts aber freilich nicht, die kulturelle Selbständigkeit unserer sämtlichen Völker zu sichern. Sie verlangen mehr: die politische Selbstbestimmung. Und es zeigt sich jetzt, daß in allen Völkern diese politische Selbstbestimmung noch über die Nation hinaus will. Der eigene Raum genügt den Völkern jetzt nicht mehr, sie werden sich nicht mehr in sich versperren lassen, es drängt sie, sich auszuweiten. Auch national gesichert (durch Autonomie) werden sie nicht aufhören, sich national auszustrecken; sie

könnten's gar nicht, sonst erstickten sie. Der nationale Kampf wird nicht aufhören; keines Volkes eingeborene Kraft und wachsender Drang lassen sich löschen. Wir müssen nur versuchen, für den nationalen Kampf ein Terrain abzustekken, auf dem er entschieden wird, ohne das Reich zu berühren. Es genügt nicht, jeder Nation ihren isolierten Raum anzuweisen, sondern wir müssen auch noch Raum lassen für den Widerstreit der nationalen Kräfte, um so darüber Raum zu gewinnen für das Reich, — einen Raum des Friedens aller. Nicht der nationale Streit ist unser Elend, sondern daß auch das Reich in diesen Streit gerissen worden ist. Nicht allein die Nationen in sich zu sichern gilt's, sondern auch über den Nationen das Reich. Auch dem Reiche seinen eigenen Raum zu schaffen, wohin nichts von der Zwietracht der Völker, sondern nur ihr Bedürfnis nach einer höheren als der nationalen Gemeinschaft dringt, das ist unser Problem. Alle Völker des Abendlands verlangen nach sich selbst, verlangen zugleich aber auch über sich selbst hinaus, ganz ebenso wie jedes Individuum zugleich sich zu sich selbst genötigt und doch an sich selbst kein Genügen fühlt. Und dort wo für das eigene Gefühl jeder unserer österreichischen Nationen der eigene Sinn nicht ausreicht, sondern sie noch über sich hinaus, wo sie noch höher will, gerade dort erst beginnt das Reich, das ist der ar-

chimedische Punkt für Oesterreich. Er muß irgendwo in der Tangente des Winkels der nationalen zur Länderautonomie liegen. Es kommt nur auf den schöpferischen Mann an, der ihn findet. Auch der kann heute noch nicht sagen, wo; denn auch er wird das selbst erst aus seiner eigenen Tat erfahren. Darin allein besteht ja die Kunst der Politik, daß sie wie mit einer Wünschelrute jedes unbekannte X trifft, das zur Erkenntnis noch dazu kommen muß, um sie zu realisieren. Alle Realität enthält immer noch etwas über ihren Begriff hinaus, irgendeinen ganz unbegreiflichen Zusatz; der gibt ihr erst den Atem. Gegenwart ist niemals bloß die Summe der Vergangenheiten. Gegenwart enthält mehr, indem sie zugleich weniger enthält, sie läßt etwas weg und bringt etwas zu, sie hat, an der Vergangenheit gemessen, immer einen Defekt, zugleich aber auch etwas Utopisches, sie hält die Versprechungen der Vergangenheit nicht ganz und übertrifft sie doch noch, weil Geschichte sich niemals in Kompromissen bewegt, sondern Schöpfung ist. Weshalb auch zum Politiker im Grunde nichts gehört als das Ingenium schaffender Liebeskraft. Erscheint der Mann, der so stark an Oesterreich glaubt, auf Oesterreich hofft und nach Oesterreich liebend verlangt, daß es in ihm produktiv wird, der wird dann auch den Mut zur Freiheit aller Völker haben. Foerster hat einmal

gesagt, die Völker hätten recht, sich jedes für auserwählt zu halten, weil wirklich jedem von Gott seine besondere Sendung zugeteilt ist. Es tut Gottes Wille, wenn es auf ihr besteht. In Gott kann jedes Volk sich rühmen, unersetzlich zu sein. Ist es aber erst frei, der Stimme seiner Sendung zu gehorchen, so wird es eben durch diese sogleich noch über sich hinaus, über seinen eigenen inneren Raum empor genötigt. Kein Volk findet an sich selbst genug, erst über sich kann es sich ganz erfüllen. Das aber ist Oesterreich: Das Reich über seinen Völkern! Jener Mann muß nur die Kraft haben, daß unsere Völker es auch endlich einmal mit Augen sehen lernen. Kein solcher Mann ist noch vom Himmel gefallen. Es muß ein Mann aus der Tiefe sein. Es muß einer sein, in dem das Volk sich selbst erkennt, das österreichische Volk, das in allen unseren Nationen steckt. Es muß einer sein, der in sich unsere ganze Not und unsere ganze Sehnsucht versammelt hat. Und wie die Toren alle jetzt auch unser Volkshaus eitel schmähen mögen, ich vertraue doch: es bringt noch diesen Mann hervor, den Ehemann Oesterreichs!

3. Oktober. Die Rede Czernins. Wer hätte das vorausgesagt, daß es ein österreichischer Staatsmann sein wird, der den ersten Versuch unternimmt, einmal Ernst mit dem alten

Kant zu machen? Denn wirklich: was er ankündigt, das ist der „Friedensbund“ Kants, foedus pacificum, „vom Friedensvertrag, pactum pacis, darin unterschieden, daß dieser bloß einen Krieg, jener aber alle Kriege auf immer zu endigen sucht.“ Noch im hohen Alter hat Kant, trotz seiner Ueberzeugung von der „Bösartigkeit der menschlichen Natur, die sich im freien Verhältnis der Völker unverhohlen blicken läßt“, von der Hoffnung nicht lassen wollen, „daß eine, obzwar zurzeit schlummernde, moralische Anlage im Menschen anzutreffen sei, über das böse Prinzip in ihm, was er nicht ableugnen kann, doch einmal Meister zu werden.“ Und er hat von einem „mächtigen und aufgeklärten Volk“ geträumt, das als „Mittelpunkt einer föderativen Vereinigung“ der Menschheit das Zeichen gäbe, „aus dem gesetzlosen Zustand, der lauter Krieg enthält, herauszukommen“ und einen „immer wachsenden Völkerstaat“ stiftete, „der zuletzt alle Völker der Erde befassen würde.“ Daß dieses „mächtige und aufgeklärte Volk“, dem Kant dies zutraut, gerade wir sein würden, hätte selbst ich in meinem grundlosen österreichischen Optimismus nicht zu behaupten gewagt, und so fahre man nur freundlichst fort, mich auch in Zukunft auszulachen! Seltsam aber, wie Czernin dann plötzlich die Stimme wechselt! (Und auch den Stil übrigens.) Und man horcht verwundert auf: Wer

kräht denn da jetzt auf einmal drein? Was ist denn geschehen? Eben haben wir noch unsere Zukunft dem Geiste der Gerechtigkeit anvertraut, eben noch aller Anmaßung von Gewalt entsagt, eben noch die Hand zur Versöhnung ausgestreckt, da wird auf einmal wieder geschnarrt, wird noch im selben Atemzug wieder gedroht und wir ballen wieder die Faust? Im Wesen des für Recht Erkannten liegt, daß es mich unbedingt bindet. Recht muß ich tun, weil's mein Gewissen heischt und deshalb allein; nicht um irdischen Vorteil noch aus Menschenfurcht noch mit irgendeiner anderen Absicht als nur auf das Recht selbst; nicht meinetwillen noch der Welt wegen, sondern um Gottes willen! Wie schmählich unfrei wäre doch, wer, um Recht zu tun, erst noch um Erlaubnis fragt! Es ist die Freiheit des Christen, daß er Gott mehr gehorcht als den Menschen. Was unser Gewissen für Recht erkannt hat, das wollen wir, ohne noch uns erst viel zu kümmern, ob es auch den Feinden recht ist.

München, 8. Oktober. Graf T. schildert uns den Dr. v. Kühlmann und erzählt, daß ihn Rainer Maria Rilke einst bei Stifters „Bunten Steinen" traf. Ueber solchen für einen deutschen Diplomaten erstaunlichen geistigen Verkehr befragt, habe er gar nicht genug rühmen können, wie wert ihm Stifter sei, wie viel

er ihm verdanke. In diesem einzigen Zuge steht mir der ganze Mensch vor der Seele! Es wäre just die Menschenart, die wir gerade jetzt brauchten, überall. Unser junger Kaiser gleicht auch den still beherzten, tief bei sich des Rechten halb unbewußt gewissen Jünglingen Stifters und wenn nun noch ein Mann, dem die sanft gebietende Gestalt des edlen Riesach aus dem Nachsommer innerer Besitz und Brauch geworden ist, deutscher Kanzler würde, da wären wir dem Frieden nahe. Deutschland hat einen Mann not, der stark auf sanfte Art ist und in aller Festigkeit seines unbeugsamen Willens doch aber eingedenk bleibt, daß auch dem Widersacher seiner Meinung ein Anteil gebührt und daß eben, indem Sinn und Gegensinn ihre Kräfte messen, aus beiden zusammen erst das Rechte sich ergibt. Die Deutschen wieder zu versammeln gilt's, nicht durch Kompromiß etwa, das immer die Gegensätze bloß vertagt, sondern durch eine Synthese, in der es gar keine Gegensätze mehr sind, beide durch ein Höheres, durch ein Gemeinsames ausgelöscht. Dieses Höhere, dieses Gemeinsame zu finden gilt's. August 1914, da hatten wir's. „Keine Parteien mehr, nur noch Deutsche!" Aber jetzt? Nach der Schlacht bei Leipzig schrieb Goethe an Knebel: „Sich von einander abzusondern ist die Eigenschaft der Deutschen; ich habe sie noch nie verbunden gesehen, als im Haß gegen Napoleon.

Ich will nur sehen, was sie anfangen werden, wenn dieser über den Rhein gebannt ist.“ Er behielt recht: sie fingen wieder von vorne die alte Zwietracht an und ein ungeheures Erlebnis wurde vertan. Und jetzt? Es ist grad ein Jahr her, daß ich ahnend, warnend über des Epimenides Erwachen und das lächerlich elende Geschick dieser gewaltigen Dichtung schrieb, darstellend, wie Goethe nicht mehr zu hoffen wagte, die Deutschen könnten je die Kraft finden, den „Unglauben und Unwillen der Volksglieder untereinander“ zu bezwingen, die Kraft zur Einung, die „Liebeskraft“, wie er deshalb still, ja mürrisch abseits stand, sich ins Studium bald Chinas, bald der Zinnformation verspann und „die Nacht des Jammers überschlief“, dann aber, plötzlich gewahr, welch ungeheuren Augenblick er versäumt, tief bereuend, seine Schuld vor der versammelten Nation bekennend, büßen will („Doch schäm ich mich der Ruhestunden, mit euch zu leiden war Gewinn; denn für den Schmerz, den ihr empfunden, seid ihr auch größer, als ich bin“), wie sich ihm nun aber gerade dann zu nochmaliger bitterster Beschämung zeigt, daß er ja gar nichts zu bereuen, daß er doch recht gehabt hat mit seinem ungläubigen Mißtrauen gegen die Nation: denn die hat inzwischen ihr ungeheures Erlebnis der sittlichen Einigung selbst längst schon wieder vergessen, so sehr, daß sie sein Schuldbekenntnis

kaum mehr verstehen, die Meinung des herrlichen Gedichts gar nicht mehr begreifen kann und er es bei der stillen Resignation bewenden lassen muß: „Ich habe der Deutschen Juni gesungen, das hält nicht bis in Oktober.“ Es kann geschehen, schrieb ich damals, im Oktober 1916, es kann uns geschehen, daß auch wir noch einmal wieder dieses bittere Wort verstehen lernen; und dann wirds an uns sein, alle aufgesparte Kraft einzusetzen, daß der Deutschen unvergeßlicher August halte. Ein Jahr ist das grad her. Und jetzt? Das Kaiserwort ist fast umgekehrt worden: Keine Deutschen mehr, nur noch Parteien, und jede sich anmaßend, allein das Vaterland zu sein! Daß jeder meint, er habe recht, ist menschlich. Aber daß schon keiner mehr dem anderen zugestehen will, auch der könnte, wenngleich irrend, doch das Rechte wollen, daß keiner dem anderen auch nur die gute Meinung, auch nur den reinen Willen läßt, daß für jeden, wer ihm widerspricht oder auch nur widersinnt, kein Deutscher mehr ist, das ist die furchtbare Not. Ist's der Bürgerkrieg, in den der Weltkrieg überall enden soll? Wer rettet uns? Im Epimenides steht's:

„Von der Gefahr, der ungeheuren,
Errettet nur gesamte Kraft.
Das, was ich lehre, scheint so leicht,
Und fast unmöglich zu erfüllen:
Nachgiebigkeit bei großem Willen!“

Das wär's: „gesamte Kraft“ und „Nachgiebigkeit bei großem Willen!“ Ein Mann, der so stark wäre, daß er es wagen könnte, sanft zu sein, ein Mann so großen Willens, daß darin Raum für alle wäre, ein Mann von solcher Demut in seiner selbstbeherrschten Kraft, daß auch der Argwohn des Widersachers vor ihm verstummte! Wer es auch sein wird, es wird ein Stiftermensch sein müssen.

Beuron, 9. Oktober. Endlich wieder! Ich trete wieder aus dem stillen Friedhof in die sternenhelle Nacht der tiefen Kirche, der ernste Zug der schwarzen Mönche hallt heran, vor dem Altar trennen sich die Paare, jetzt stehen die Reihen in den Bänken rechts und links, jetzt neigen sie sich, jetzt knien sie, die streng gehorchenden Stimmen drängen empor, entschweben, verklingen, dann knien die Mönche wieder, es ist totenstill, aber welche Beredtsamkeit hat dieser Augenblick des atemlosen Schweigens!, es ist die Stille des Lebens; und Zeit und Raum entsinken mir, die Figur der Wirklichkeit vergeht, Geheimnis wird kund, ich glaube das Gesetz zu hören und neige das Ohr meines Herzers! — Und dann im Kloster: welche Fülle von Gestalten, jede ganz eigen, eine Welt für sich, in ihrer Eigenart fest vor den anderen verwahrt, und doch eins mit allen durch Liebe, jeder gerade durch die Hin-

gebung an alle doch erst recht völlig sich selbst gegeben! In diesen Zeiten der Verwirrung des entgeisteten Europa, welcher Trost an solchen Stätten, im Dienste dessen, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist! Und die innere Freiheit, die die großen Gestalter des deutschen Wesens meinten, von Meister Eckart und Tauler über Cusanus und Leibnitz bis auf Goethe, Humboldt und Schelling, wo sonst lebt sie denn heute noch als hier? Wenn sich unsere deutschen Klöster besännen, ihren Geist in die Welt auszusenden, ihr Licht auf den Leuchter zu stellen, tätig zu werden auch draußen, „Aktivisten" der himmlischen Liebe!

12. Oktober. Beim Pater Desiderius Lenz. Vierundachtzig Jahre alt; seine Jugend hat noch die Nazarener gesehen. Monte Cassino hat er ausschmücken dürfen, er hat die Mauruskapelle gebaut, er hat die Beuroner Kunst erschaffen. Der Kopf erinnert an Leonardos Selbstbildnis in Turin: umströmt vom vergilbenden Silberfluß der mächtigen Mähne, Haar und Bart ineinander verwachsen, Ohren und Lippen überwuchernd, welcher Wirrnis sich bloß die trotzige, gewaltsame, sehr lange, mit messerscharfem Rücken spitz zulaufende Nase beherrschend entringt, auf der, wenn sich das Gespräch belebt, die Brille langsam auszugleiten beginnt.

Auch von der tiefen unwilligen Trauer, in die Leonardos Züge, zuviel vom Menschen wissend, eingetaucht sind, liegt ein Schatten auch auf diesem doch milderen, tröstlicheren Antlitz, das der vertrauende Blick ganz jung gebliebener Augen erhellt. Und jung ist auch die warme Stimme noch; man hört ihr an, daß sie viel geschwiegen hat. Auch das haben Augen und Stimme gemein, daß sie zuweilen stocken, sich abzuwenden scheinen und, einen Atemzug lang, gleichsam weg sind, um in die Ferne zu blicken, in die Ferne zu horchen, hinüber. Dann ist es auf einmal totenstill in der engen kalten Zelle, mir aber fällt ein, wie wir als Kinder zu sagen pflegten: jetzt geht ein Engel durchs Zimmer! Und der greise Mönch, erwachend, zurückgekehrt, sieht mich verwundert an, lächelt sanft, rückt die Brille zurecht und fährt im Erzählen fort. Er hat eine merkwürdige Art, meistens nur noch in Substantiven, am liebsten in Interjektionen zu reden, Beiwörter läßt er weg, mit dem Satzbau hält er sich nicht mehr auf, es kommt ihm nur noch auf die Hauptsachen an, er scheint in Empfindungen zu denken. Wer die Wahrheit hat, dem erübrigt sich der Rest. Und Pater Desiderius glaubt auch in der Kunst die Wahrheit zu haben. Er glaubt an ein Gesetz der Kunst. Das will er gefunden haben. Er zeichnet es mir auf. Es ist der goldene Schnitt. Und so baut er vor mir den Mann und

baut das Weib auf, nach urewigem Gesetze. Zuweilen aber hält er im Zeichnen ein, das Angesicht verklärt sich, erzitternd zeigt der fröstelnde Finger auf das Dreieck hin. Und indem er sich an mein Ohr beugt, den schauenden Blick auf der Zeichnung, flüstert er, in Ergriffenheit versunken: Und immer die heilige Dreifaltigkeit, überall die heilige Dreifaltigkeit, nichts als die heilige Dreifaltigkeit!

Und wieder wird's so totenstill in der engen, kalten Zelle. Dann sagt er nur noch: Gesetz, Kanon, goldener Schnitt! Pater Willibrord hat mir dann erzählt, daß er oft versichert, es genüge aber nicht, das Gesetz der Kunst zu wissen, den Kanon, den goldenen Schnitt, sondern es gehöre dann auch noch die große Demut der Ehrfurcht dazu, die heilige Scheu, denn wer die nicht hat, den läßt die Wahrheit zu sich nicht ein. Und ich frage mich, ob unsere jungen Maler, die suchenden, ahnenden, ringenden, nicht besser täten, nach Beuron zu gehen als an irgendeine Akademie. Daß die Beuroner eine „religiöse" Kunst ist, soll sie nicht abschrecken. Es gibt im Grunde weder Wissenschaft noch Kunst ohne Religion, aus ihr kommen sie und sie führen zu ihr, denn Ehrfurcht vor den Geheimnissen, bewußt geworden und tätig gemacht, ist alle Wissenschaft und Kunst; das bißchen Verstand und das bißchen Hand, das dann noch dazu ge-

hört, findet sich schon. — Indem ich den Lehren des Paters Desiderius nachsinne, erinneren sie mich an ein Buch, worin ich jüngst zuweilen las, immer von neuem angezogen, aber doch auch wieder innerlich abgemahnt und ohne mich, offen gestanden, recht auszukennen. Es heißt „Die Harmonie im Weltall, in der Natur und Kunst.“ (Orion-Verlag, Wien und Leipzig, 1917.) Sein Verfasser, E. Zederbauer, glaubt auch an ein ewiges, alle Schöpfung beherrschendes Gesetz und er glaubt es entdeckt, er glaubt „die Geheimnisse des Weltalls, der Natur und Kunst“ erblickt zu haben. Für ihn steckt die Wahrheit nicht im goldenen Schnitt, aber auch ihm ist es das Dreieck, worin sie ruht. Von den Seiten des rechtwinkeligen und gleichschenkeligen Dreiecks, das er das harmonische nennt, gewinnt er, indem er auf jeder ein Quadrat errichtet und dann einen Kreis um die Ecken dieser Quadrate zieht, den harmonischen Kreis. Und die Verhältnisse der Hypothenuse zur Kathete und dem Halbmesser

$$— a : b : R \text{ oder } 1 : \frac{\sqrt{2}}{2} : \frac{\sqrt{5}}{2} —$$

das sind ihm die „richtigen Verhältnisse“, welche der Anordnung der Gestirne, den Formen der Natur und den Werken der Kunst zugrunde liegen. Nach ihnen ist alles geschaffen. Der durchdringende Scharfblick, womit er sein Gesetz nun

an Sternen und Wolken, Hagelkörnern und Kristallen, Blättern und Blüten, Samen und Früchten, Tieren und Menschen, Bildern (nicht etwa bloß an Raffael und Leonardo, sondern auch Rembrandt, ja Schwind und Segantini), Bauten (Stephanskirche, Karlskirche, Gloriette, Hofoper, Peterskirche, Notre Dame) und Tonwerken (Mozart, Beethoven und Schubert) aufzuzeigen unternimmt, ist verblüffend. Alles scheint zu stimmen! Und doch bleibt mir der Argwohn, ob er nicht, was er vermeintlich erblickt, vielleicht nur selbst erst hineinsieht, ob es mehr ist als eine prachtvolle Halluzination! Und doch wehrt sich etwas in mir dagegen mit aller Kraft, als wär's schamlos, wäre verrucht, wäre Sünde wider den heiligen Geist, wenn sich der Mensch, rechnend, mit dem Zirkel an die Geheimnisse wagt! Es ist jene Demut der Ehrfurcht, es ist die heilige Scheu des frommen Desiderius, die mir hier fehlt. Und dennoch lockt mich das Buch immer wieder in den pythagoräischen Bezirk, wo schon Leonardos, Dürers und des Cusaners tiefste Betrachtungen am liebsten verweilten. Auch ist es mir wert als ein Zeichen der Zeit, die mit so ruhelosem Verlangen überall wieder nach Ordnung, Wahrheit und dem Gesetz sucht. Aber vielleicht gilt von Ordnung, Wahrheit und dem Gesetz, was Goethe von Gott sagt: vielleicht sind Ordnung, Wahr-

heit und das Gesetz dem Menschen „unergreif-
lich, aber berührlich“!

13. Oktober. Pater Willibrord Verkade, von dem das schöne Bild in der Döblinger Karmelitenkirche ist, läßt mich die Geschichte seiner Konversion lesen. Sie hat vor anderen derlei Schriften das voraus, daß, während Bekehrungen sonst meistens, wenn nicht geradezu aus Verzweiflung, doch durch Enttäuschung, Ueberdruß und Ratlosigkeit erfolgen, es hier ein urgesunder, lebensfrischer, lebensfroher, fast lebenstoller, von der Schönheit der Erde dankbar erfüllter Jüngling, ein behaglicher, derber, kraftstrotzender Holländer, die gemeine Menschheit um einen Kopf überragend, voll in Saft, mit leuchtenden Augen, ein ungewöhnlich begabter Maler, von den Problemen seiner Kunst aufgeregt und jugendlich gewiß, sie zu bewältigen, ein ganz erdenfester Mensch also, dem das Leben nichts schuldig geblieben, der nicht an sich irre, der nicht durch unerfüllte Sehnsucht oder vergebliches Bemühen mürbe geworden, einer, der gar keinen Knacks hat, ein wahres Sonntagskind, ein aufrechter, hochgemuter, selbstgewisser Mann ist, den nun doch in aller Lust des Erdenglücks das Pochen einer seltsamen, niemals zu stillenden, geheimnisvoll mitziehenden Unruhe nicht verläßt, bis er, zunächst ohne selbst noch recht den Grund

zu wissen, auf einmal zur Kirche, bis er ins Kloster gefunden hat. Zu jenen landläufigen Konversionen aus Mißgeschick, Ekel oder Uebermüdung können Weltmenschen schließlich nur sagen: „Armer Kerl! Da bleibt einem freilich kaum was anderes übrig, wer weiß, ob ich da nicht auch —? Aber vorderhand ist's ja mit mir, Gott sei Dank, noch nicht so weit!" Hier aber wird auch, wer fröhlich noch ganz im Irdischen steckt und sich der lieben Sonne freut, doch nachdenklich und ahnt, daß es noch ein anderes Glück gibt, über das der Erdenkinder hinaus. Und vielleicht trägt manch einer dann auch Verlangen und lernt auch den Segen jener Unruhe kennen, der Unruhe zu Gott! Die Seligkeit, das tiefe Glück, den heiteren Herzenstrost des Glaubens hat mich kaum ein anderes Buch unserer Zeit je so rein, so stark empfinden lassen; es hat die Luft einer Messe von Haydn. Und ist überdies nebenher auch noch eine kleine Kunstgeschichte der Gegenwart. Verkade kam 1890 nach Paris, in dem Augenblick, als dort eben den jüngsten Impressionisten der Impressionismus problematisch zu werden begann. Er trat in den Kreis Gauguins, befreundete sich mit Denis und Serusier, ging nach Pont-Aven. Meier-Graefe hat die Zeit im ersten Band seiner „Entwicklungsgeschichte" geschildert, freilich mehr in ihrer technischen als in ihrer geistigen Bedeu-

tung. Gerade von dieser gibt Verkade das lebendigste Bild, man glaubt, die jungen Leute zu sehen in ihrer künstlerischen Not, ebenso sehr von Ungewißheit gequält wie von ihrer unerschütterlichen Zuversicht! Und merkwürdig ist auch, wie da schon, ihnen noch ganz unbewußt, das was jetzt Expressionismus heißt, in ihnen spukt. Verkade hat Skizzen aus jener Zeit, die wie von gestern aussehen oder von morgen. Das wäre was für Westheims „Kunstblatt“.

München, 14. Oktober. Man hat jetzt wirklich fast den Eindruck, ganz Deutschland sei schon „alldeutsch“! Schweigen die anderen nur oder gibt's keine anderen mehr? Der Städter schwört auf den Grafen Reventlow. Und nicht bloß der städtische Bürger, auch in der Arbeiterschaft alldeutschtümelts immer mehr. „Sie verdienen am Krieg so schön!“ sagt man: Das mag auf manchen zutreffen, es reicht aber zur Erklärung nicht aus. Auch viele, die nicht am Krieg verdienen, selbstlose Menschen, opferfreudige Menschen, Menschen, die ihre Söhne draußen haben, gute Menschen, stille Menschen sehen plötzlich rot, schäumen auf und toben gegen den „Verständigungsfrieden“. Der Bürger der Gegenwart hat überhaupt einen Hang zur Maßlosigkeit. Seit der Mitte der neunziger Jahre ist ein ganz neuer Schlag entstanden. Jener

„Spießer“, dem Marx nachsagte, er setze sich aus Einerseits und Andrerseits zusammen, existiert nicht mehr; Biedermeier ist ausgestorben. Dafür haben wir den schreienden, den knallenden, den reißenden Bourgeois, den entschiedenen, den extremen, den haarsträubenden Bourgeois, einen Bourgeois von Blut und Eisen oder der wenigstens so tut. Er besteht ganz nur noch aus Einerseits, die andre Seite leugnet er einfach. Er sagt: Man muß einen Standpunkt haben!, und in diesen vergräbt er sich. Es gehört viel Geduld dazu, wie sie nur der unverbesserliche Biedermeier hat, der ich bin, der ich geworden bin, um ein Gespräch mit ihm wagen zu können, auf das sich der wilde Mann ja von vornherein nicht einläßt (man wünscht sich Flaubert herbei, doch ich hoffe: Heinrich Mann wird sich ihn leisten!). Immerhin kam ich so weit, daß ich meine, folgende Gruppen von Alldeutschen annehmen zu dürfen. Erstens eine, die fest an den „Siegfrieden“ glaubt. Sie schwört darauf, daß England in drei Monaten auf die Knie niedergezwungen sein wird; sie schwor schon vor drei Monaten darauf. Um den Grund ihrer Gewißheit befragt, antwortet sie: Hindenburg. Sie hat Begeisterung, Schwung, Hochsinn, Frohsinn, Leichtsinn, ist überzeugt, daß die Nörgler im britischen Solde stehen, sieht Deutschland schon als Herrn der Welt, und ich kann mir nicht helfen,

ich beneide sie! Die zweite dagegen schon nicht mehr, gar nicht. Die glaubt dies alles nämlich nicht, tut aber, als ob sie's glaubte, ja verlangt, daß man so tue, weil sie meint, man müsse das, um England zu schrecken, es friedlich zu stimmen und ihm so bessere Bedingungen abzujagen; ihre Begeisterung läuft auf einen Kuhhandel hinaus. Aber die dritte glaubt nicht einmal an diesen mehr, sie glaubt überhaupt nichts, aber sie hat einen fast unheimlichen Aberglauben an die Wundermacht des Willens. „Der deutsche Wille vermag alles!" Das ist ihr einziges Argument. Und was immer man einwenden mag, sie sagt: „Mit dem Verstande haben Sie recht, vor dem Verstande läßt sich der Siegfriede nicht beweisen, aber Geschichte macht nicht der Verstand, Geschichte macht allein der Wille, der deutsche Wille wird den Siegfrieden machen, und wenn nur ein Wunder den Siegfrieden bringen kann, so wird der deutsche Wille dieses Wunder tun." In der vierten ist von solcher Entschlossenheit keine Spur, sie glaubt an den Siegfrieden nicht, noch hat sie die Kraft, ihn zu wollen, das alles hat sie längst aufgegeben, sie sieht alles ganz schwarz, und gerade deshalb fürchtet sie den Frieden so sehr, daß ihr in dieser Todesangst alles willkommen ist, was ihn vielleicht noch etwas verschiebt. Aber die fünfte sagt einfach: „Wenn der Siegfriede nicht erreicht wird, dann lieber

kämpfen bis zum letzten Atemzug und lieber untergehen, Mann für Mann und Haus für Haus, lieber Land und Leben verlieren als Deutschlands Ehre!" Wenn man aber, welcher der Gruppen immer, erwidert, es handle sich jetzt darum, daß Recht in Europa werde, Recht aber könne niemals durch Sieg geboten werden, denn Recht gehe vor Macht, bleibt man unverstanden, das klingt ihnen allen chinesisch. Die Erinnerung, daß Gerechtigkeit in der Welt die Sendung des deutschen Volkes ist, scheint abhanden gekommen. Geblieben ist nur die alte deutsche Parteisucht, die jede andere Meinung so tödlich haßt, daß Bismarck einmal das entsetzliche Wort aussprach: „Ein Bürgerkrieg ist immer das Fürchterlichste, was man haben kann, in allen Ländern; aber bei uns Deutschen noch fürchterlicher, weil er von uns mit mehr Liebe durchgefochten wird wie jeder andere Krieg." — In seiner letzten, sehr lesenswerten Schrift „Studien zur Weltkrise" (bei Hugo Bruckmann in München 1917) zitiert Rudolf Kjellen den Ausspruch des Norwegers Motzfeldt: „Wenn der größere Teil der Nation unrecht hat, so hat er recht!" Gerade so sage jetzt England: „Wenn eine Macht eine großen Vorteil hat, unrecht zu tun, so hat sie recht." Woraus schließlich folge: „Wenn ein Staat über die Macht verfügt, sein Interesse an einem Unrecht durchzusetzen, so hat

er recht." Recht ist also bloß ein anderer Name für Macht geworden. So sagen die Nationalisten aller Orten; schon Scheler hat ja darauf hingewiesen, daß Nationalismus etwas ganz Internationales ist. Die „Alldeutschen" aller Nationen führen jetzt das Wort. Und in allen Nationen glauben nur wenige noch an das Dasein eines Rechtes über aller irdischen Macht. In Geduld harren sie der Stunde, wo man sie holen wird, um Europa wieder aufzubauen.

München, 15. Oktober. Der Buchhändler erzählt mir, Barbusses „Le Feu", auch hier mit Gier gelesen, erscheine nun nächstens auch deutsch, und auf meine Frage, ob wir selber denn aus Eigenem noch nichts hätten, was sich, wenn auch nicht an Kunst und Kraft, so doch an Redlichkeit, strenger Wahrhaftigkeit und Unerbittlichkeit damit messen könnte, bringt er mir einen rotgelben Band: „Menschen im Krieg", bei Rascher in Zürich erschienen, Verfasser ungenannt. Es sind sechs Erzählungen und gleich die erste, „Der Abmarsch", wirkt so stark auf mich, wie seit Unruhs „Vor der Entscheidung" und Franks prachtvollem „Vater" nichts, was mir sonst an deutscher Kriegsliteratur bekannt geworden. Vor Erregung bebend, eines verhaltenen, mit Gewalt immer wieder zurückgedrängten inneren Aufruhrs kaum Herr und um so wirksamer, je mehr es sich eines

bloß ruhig Bericht erstattenden Tones beflei-
ßigt und nichts als melden, unbekümmert erzäh-
len will, ohne zu tadeln oder auch nur zu klagen,
stellt es erschütternd dar, was unkriegerische
Menschen im Kriegsdienst durchmachen. Bei der
Stellung wird man ja bloß untersucht, ob der
Leib tauglich ist. Ob auch die Seele kriegs-
tauglich ist, das bleibt ungeprüft. Blinde,
Lahme, Taube werden heimgeschickt. Aber ein
Feigling muß mit. Man nimmt offenbar an,
wer gesunden Leibes ist, sei damit auch schon ein
Held. Es scheint aber, daß das nicht immer
stimmt. Auch stimmt's nicht, daß ein Feigling
darum gleich ein schlechter Kerl sein muß. Er
kann ein guter Sohn, ein treuer Gatte, der beste
Vater, ein redlicher Mann, ein vortrefflicher
Bürger, ein tüchtiger Arbeiter, ein unentbehr-
licher Beamter sein, der Stab der Seinen, der
Stolz der Stadt, der Schmuck des Vaterlands,
ein Denker, ein Dichter, ein Künstler, ein Er-
finder, ein Genie vielleicht, ein Heiliger gar, an
bürgerlichen oder ewigen Tugenden unerreicht
und jedenfalls in gemeinen Zeiten für sein Volk,
seinen Staat, sein Land, für Handel und Wan-
del, für die ganze menschliche Gesellschaft weit-
aus wichtiger und diensamer als Helden sind, die
doch im Frieden eher lästig fallen und es oft
schwer genug haben, irgendeine Verwendung zu
finden, zu der sie nur halbwegs passen: man

kennt ja die Geschichte von dem Helden, der, vom deutschen Kaiser befragt, wodurch er sich das Eiserne Kreuz verdient, lachend antwortet: Durch dasselbige, was mir 's letztemal sechs Monat Zuchthaus ein'tragen hat! Der Feigling kann sich auch darauf berufen, daß es ihm bisher, außer von schlimmen Schulkameraden, niemals und nirgends verdacht worden ist, feig zu sein, daß es ihm weder in seinem Berufe noch in der öffentlichen Meinung geschadet hat, daß er auch niemals und nirgends zum Helden erzogen worden ist, nicht einmal im Nebenfach. Er hat bisher noch gar nicht bemerkt, daß es ihm an ritterlichen Eigenschaften fehlt, sie sind ja nie von ihm verlangt worden, er hätte sich sonst wenigstens umsehen und vielleicht durch Uebung etwas nachhelfen können. Aber er ist fünfundvierzig Jahre alt geworden und kein Mensch hat ihm was davon gesagt! Im Gegenteil: gerade seine Verträglichkeit, Nachgiebigkeit, Versöhnlichkeit, Friedfertigkeit, Gutmütigkeit, seine Neigung, lieber selbst ein Unrecht zu leiden, um nur Ruhe zu haben, seine Bescheidenheit, sein leises, fast ängstliches Auftreten, seine Bereitwilligkeit, Platz zu machen, sie sind's doch, denen er seinen guten Ruf, das Ansehen, das er genießt, sein rechtschaffenes Glück, die Freundschaft und Achtung seiner Mitbürger, die Beliebtheit in der ganzen Stadt verdankt! Und auf einmal? Aber

das hätte man ihm halt wenigstens vorher sagen müssen! Er ist freudig dem Ruf des Vaterlandes gefolgt. Wie herrlich war der Abschied! Auch ist er ja zu jedem Opfer bereit. Er denkt nicht an sich. Er weiß, es ist seine Pflicht, gern fürs Vaterland zu fallen, er hat immer seine Pflicht getan, er wird auch jetzt nicht zaudern, seine Pflicht zu tun. Er wünscht nur, es wäre schon so weit! Denn das, was dazwischen liegt, zwischen dem Abschied von daheim und dem gewiß süßen und rühmlichen Tod fürs Vaterland, das ist das Furchtbare, denn das geht über seine Kraft, dem ist er einfach nicht gewachsen, da hilft sein guter Wille nichts, er hält es nicht aus! Die Menschen sind offenbar doch verschieden. Manchen schmeckt Pulverdampf und Blutgeruch; der Lärm, die Gefahr, das Tosen erregen, beleben, erfrischen sie, sie werden dann ihrer besten Eigenschaften erst mächtig. O wie bewundert, wie beneidet er sie! Doch er selbst ist leider anders: ihm vergehen alle seine guten Eigenschaften dabei. Er ist eben ein Feigling! Er hätte das nie gedacht, es läßt sich aber nicht leugnen. Aber er kann doch nichts dafür, er hat doch keine Schuld! Es muß in seinem Blut liegen, er ist halt einmal nicht zum Helden geboren und an der richtigen Erziehung hat's auch gefehlt, es ist ein Unglück. Wär's nur schon vorüber, wäre er nur lieber schon tot!

Das stille Heldentum solcher Feiglinge schildern diese Erzählungen. Ich habe dabei nicht den Eindruck einer Tendenz. Sie lassen uns nur empfinden, wie gräßlich es unkriegerischen Menschen ist, Krieger zu sein. Gewissermaßen ein Gegenstück zu den „Offizieren" Unruhs, wo wir empfanden, wie gräßlich gebornen Kriegern der Zwang zu bürgerlicher Existenz ist. Unruh hat aber damit nichts für den Krieg bewiesen, und so beweisen diese Erzählungen nichts gegen den Krieg. Der Krieg ist herrlich und scheußlich zugleich. Er ist herrlich für den geborenen Helden, der in Friedenszeiten nicht weiß, was er eigentlich mit sich anfangen soll, und er ist scheußlich für den Feigling, der dabei doch ein wertvolles Glied der menschlichen Gesellschaft sein kann. Ueber den Wert oder Unwert von Helden und Feiglingen wird ja damit gar nichts gesagt. Sie können miteinander gar nicht verglichen werden, es fehlt ein gemeinsamer Maßstab. Wer wäre so verwegen, wählen zu wollen zwischen dem flammenden Erzengel Michael und dem stillen Verkündiger Gabriel, zwischen Paulus, der ein gewaltiger Streiter war, und Johannes, dem wehrlosen, unserem Herrn so lieben Jünger, zwischen dem rauhen Löwentrotz des heiligen Ignatius und der holdseligen Sanftmut des heiligen Aloisius? Aber die Wehrpflicht beruht auf der Fiktion, als ob alle Menschen zu Helden taugten.

Sie ist das richtige Kind der französischen Revolution, des furchtbarsten Absehens von der menschlichen Natur! Auch Barbusse, künstlerisch dem österreichischen Erzähler ja weit überlegen, und mit naturalistischen Mitteln unversehens zu fast shakespearischen Wirkungen gelangend, freilich in der Nähe des Kinos, doch eines grausig phanastischen Kinos, erschüttert uns ja nirgends so tief, als wo wir auf einmal das Gefühl haben: Und eigentlich sind das aber ja lauter ganz harmlose brave Bürger, die da plötzlich in den Krieg getrieben werden!

Salzburg, 8. November. Merkwürdig, wie zuweilen ein Buch von selbst wirkt, ohne den Apparat von Ankündigungen, Empfehlungen, Besprechungen, Entgegnungen, Verherrlichungen und Verunglimpfungen, den die großen Verleger durch einen bloßen Druck auf den Knopf zu bewegen, zu beherrschen verstehen! Es gibt also, scheint's doch noch eine andere Verständigung der Geister, eine, die den „Betrieb" entbehren kann und unmittelbar geschieht, drahtlos. Manche Bücher liegen auf einmal sozusagen in der Luft; ja das Totschweigen scheint dieser Art von Beförderung eher noch dienlich zu sein. Man sieht, das wieder an der überraschenden Geschwindigkeit, mit der Rudolf Pannwitz durch seine „Krisis der europäischen Kultur" über

Nacht berühmt oder doch einer geistigen Macht teilhaft geworden ist, die gewöhnlich nur im Gefolge des Ruhms erscheint. Er war bis vor ein paar Wochen kaum im engsten Kreise bekannt, in der Region Friedrich Naumanns, Ludwig Gurlitts und Otto zur Lindes. Da herum wußte man den jungen Lehrer, der sich an dem heillosen Problem der deutschen Schule rieb (eine Zeitlang nahm er auch an den Versuchen der Wikersdorfer teil), zu schätzen schon des harten Willens wegen, mit dem er über das, was man Bildung nennt, empor nach innerer Form rang, Wissen nicht bloß errafft, sondern sich erarbeitet und, wie heißgierig er auch Fremdes in sich aufgenommen, doch dadurch niemals an Eigenem abgenommen hatte. Seine Schriften „Der Volksschullehrer und die deutsche Kultur“ und „Der Volksschullehrer und die deutsche Sprache“ (1808 und 1809 im Verlag der „Hilfe“, jetzt bei Hans Karl Nürnberg), bezeugten das, doch freilich auch einen Stich zur Eigenbrödelei, zur Verstocktheit: es hätte leicht aus ihm ein richtiger Oberlehrer werden können, sitzen ihrer genug überall im Reiche herum, knarrend vor irgendeiner fixen Idee, verbohrt und unausstehlich, bis auf einmal aus ihrer erwürgten Jugend etwas aufblitzt, daß man sagt: Schade! Doch davor hat ihn eine Kraft bewahrt, die sich schon in jenen Schriften regt: was Goethe das „Zusammen-

sehen von Vergangenheit und Gegenwart in Eins“ nennt, diese hohe Gabe war schon aus ihnen vernehmlich, und überhaupt ein immer zum Ganzen, immer bis an das Ende drängender Sinn, der sich nicht beruhigen kann, bis ihm nichts mehr bloße „Historie“ ist, sondern alles lebendiger Besitz, lebendiger Gebrauch und ureigenes persönliches Erlebnis wird, sobald er's berührt. Ein vortrefflicher geistiger Habitus also, übrigens sehr norddeutsch, von der guten, nicht bloß stacheligen Art, mit sicherem Instinkt fürs Echte, Wurzelnde, Ständige, für Geheimnis, für Geschichte, doch durchaus protestantisch, stockprotestantisch, im Guten wie im Schlimmen, in der Unerbittlichkeit des Denkens wie in der Neigung zur Rechthaberei, auch im lauernden Argwohn gegen alles Katholische, dessen stille Größe, Macht und Gewißheit er aber dennoch zu bewundern ehrlich genug war, wie er ja überhaupt seinem Eigensinn doch die Tugend der Ehrfurcht abzuringen oder aufzuzwingen vermocht hat. Und sehr stark spürt man ihm, auch damals schon, das Entsetzen, das Grausen vor der sogenannten „Kultur“ an, vor dem „wahnsinnigen Wirbel“, wie er einmal sagt; die stille Verklärung, mit der die braven Deutschen damals im „Betrieb“ selig auf dem Rücken schwammen, ist ihm stets fremd geblieben. Er hat einen guten Schutzengel gehabt: wem mitgegeben

ist, die Quellen der deutschen Sprache rauschen zu hören, der bleibt bewahrt, er kann niemals unwahr werden. Daß Pannwitz jahrelang an Kindermund den ungebrochenen Urlaut unseres Volkes belauscht hat, das ist sein Glück geworden. Ihm verdankt er's, ihm verdanken wir's, daß er, die größte Seltenheit unter heutigen Deutschen, unverfälscht spricht. Es spricht ihm nämlich niemand drein, das ist so selten! Den meisten spricht immer wieder auf einmal wer drein: bald Goethe, bald die Schlegel-Tieck-Uebersetzung, oder Uhland, Heine, Nietzsche. Die meisten sprechen aus zweitem oder drittem Mund. Und wie der Bauer, wenn er sich genötigt glaubt, Hochdeutsch zu reden, dann gar nicht sagt, was er meint, sondern nur etwas nachsagt, etwas, wovon er selbst nichts weiß, so teilen auch sie niemals sich mit, sondern nur, was sie gelesen haben. Aus einem Ausdrucksmittel ist die Sprache zum Ausdruckshindernis geworden. Schlage jeder nur an seine eigene Brust! Und ich frage mich, ob nicht Pannwitz vielleicht zunächst gar nicht so sehr durch das, was er sagt, wirkt, als dadurch, daß er es selber, daß er es mit seiner Stimme, daß er es rein in seiner Mundart sagt. Seine „Dionysischen Tragödien" haben mich überwältigt. Aber wenn ich mich dann besinne, was mir von ihnen eigentlich bleibt, ich könnt's nicht nennen. Ich kann ja

auch nicht nennen, wodurch mich ein Gewitter, Tränen eines Kindes auf der Gasse, die Seligkeit in jungen Augen, der Anblick des Wasserfalls, die leise Hand des Abends überwältigen. Gerade das Namenlose ist's ja, was mich überwältigt. Wär's auszusprechen, so wäre der Bann auch schon aufgelöst. Die Stimme dieser Tragödien, ihr metallener Klang, die Fülle von Seele darin, die kunstvolle Mäßigung ihrer gebändigten Kraft, und die leise Trauer, die zuweilen in ihr zittert, wie eine Totenklage um Vieles, das dazu hat gebändigt werden, hat verstummen müssen, ist's, was sie mir unvergeßlich macht. Und derselben Stimme ruhig waltendes Gebot ist's wieder, wodurch auch die „Krisis" den Leser beglückend festhält. Und fast wird mir bang, ob das nicht vielleicht sogar eine Gefahr für ihre Wirkung werden kann. Denn unserer Zeit säh's ja gleich, auch das Ereignis dieses Buches wieder einfach bloß ästhetisch abzureagieren! Hier aber ist mehr als Reiz und Genuß, hier liegt in der Schönheit eine sittliche Kraft verhüllt, hier ist Bekenntnis, Forderung, Aufruf zum Tun. Sagt nicht, daß ihr das doch alles ja schon wißt! Denn ihr wißt es doch eben bloß, der aber lehrt euch, daß alles Wissen noch nichts ist, solange Wissen nicht getan wird! Seid nicht wieder bloß anschmeckend, auch hier, wo gerade die verruchte Sünde des Anschmeckens vor Gericht steht! Denn

ihr Geist gerade wird ja hier verdammt, der Geist, der alle Wege geht, und keinen je bis ans Ende! Und hört doch den Notschrei, mit dem hier Entscheidung, Entscheidung überall gefordert wird! Aber nicht Entscheidung, wie ihr sie freilich begreift, nicht Entscheidung für dies oder das, sondern Entscheidung zu allem! Nicht Entscheidung von Entweder oder, sondern Entscheidung zum Sowohl als auch!, Entscheidung, die nichts verneint, sondern alles zusammen will, die auch zum Nein noch Ja sagt, Entscheidung von so starken Schultern, daß sie's wagen kann, sich auch noch ihren eigenen Widerspruch aufzuladen, und auch den Widersacher selbst getrost noch mit in sich hineinnimmt, aber freilich nicht paktierend, sondern unversöhnlich, nicht um ihn zu beschwichtigen, zu beschönigen, zu betulichen, sondern um sich nun erst recht mit ihm Aug in Aug handgemein zu messen und je mehr er sich dagegen stemmt, wehrt und spannt, eben daran nur selbst noch immer stärker gespannt zu werden, bis so beide, das Entweder wie das Oder, beide aufs höchste gespannt, eben in dieser äußersten Spannung einander zuletzt sich genau die Wage halten: Maß, selige Ruhe, Geistesfriede, doch nicht erschlichen, sondern abgetrotzt, nicht aus Entkräftigung, sondern durch Bewältigung: die Spannung nicht gelöst, sondern fixiert! Der sehr merkwürdige S. Friedländer

weiß in seinem kalauernden Tiefsinn dies doch alles auch, und insgeheim folgen ja schon viele dem Cusaner, vor dem es übrigens längst der heilige Paulus wußte, aber auch Phidias hat's schon gewußt, der Parthenonfries ist ja nichts als eine Symphonie der coincidentia oppositorum, der Weltbalanz (wenn nur endlich des säumenden Heinrich Sittes Phidias-Werk einmal erschiene, das den Fries gewissermaßen als Transskription der chromatischen Phantasie ins Bildnerische deutet!), doch vergißt unsere Zeit leicht, daß zu jener coincidentia, wenn sie nicht in sich selbst zusammenfallen soll, auch die opposita gehören, die also, als opposita gerade, in voller Kraft festzuhalten, ausgespannt zu halten es vor allem gilt, nicht sie nachzulassen oder abzuspannen! Daß er dies weiß und daß er weiß, wie gerade dies zu wissen unserer Zeit nottut, mehr als alles, das hat Pannwitz vor den anderen voraus. Auch unterscheidet ihn von Friedländer, dem es zu genügen scheint, mit seiner Erkenntnis eine Art Privatandacht abzuhalten, oder allenfalls ein Seminar, auch das noch, daß er sich, um die Welt zu bewegen, gleich auch an die Welt zu wenden wagt. Und fast providentiell scheint's, daß wir jetzt diesen Mann bei uns in Oesterreich haben! Oesterreich zieht alle, die noch an Europa zu glauben den Mut haben, jetzt wie magisch an. Es ist die letzte Hoffnung auf die

Möglichkeit einer abendländischen Kultur. Nur die Oesterreicher merken das noch immer nicht. Und sie werden schauen, wenn einst Oesterreich den deutschen Geist gerettet haben wird!

Salzburg, 12. November. Adolf Wagners Tod geht mir nahe. Unter den Gestalten im Garten meiner Jugend weiß ich kaum eine, die mir werter wäre. Stark hat er auf mich eingewirkt, in der Zeit gerade, die mein Leben entschied. Dreiunddreißig Jahre sind's, da lernten wir uns kennen, er am Eingang in die Fünfzig, ich eben Zwanzig vorbei. Lange war mir ungewiß geblieben, ob ich zum Schauspieler geboren wäre oder zum klassischen Philologen, halb gab ich schon dem Wunsch meines Vaters nach, Notar zu werden, das Glück war, daß ich in Wien relegiert wurde (es war die Zeit, wo relegiert wurde, wer Kornblumen trug; jetzt wird's eher, wer keine trägt; ich bin schon immer auf der unrichtigen Seite). So war ich aus der bürgerlichen Bahn gerissen, Gott sei Dank!, die Wanderjahre begannen, zunächst in Berlin, das damals, am heutigen gemessen, noch eine rechte Kleinstadt war, leise noch nachklingend von der Zeit, als E. T. A. Hoffmann mit Ludwig Devrient bei Lutter und Wegener soff und der Schöngeist, wenn er den Nachmittag in den Zelten lyrisch verschwärmt, den Tee bei Rahel Varnhagen

nahm; zwischen solchen Erinnerungen und den französischen fünf Milliarden hatte sich der Geist der Stadt noch nicht ganz entschieden und noch konnte man jeden Tag zur Wachtparade des greisen Kaisers Wilhelm schlicht ehrwürdige Gestalt am Eckfenster still erscheinen sehen. In allen Zeiten tritt unter den Wissenschaften immer eine hervor, als wär sie's, die den Sinn der Gegenwart erfüllte, die am meisten Zukunft verhieße. Damals war's eine neue, kaum beachtet bisher oder doch bloß als Nebensache: die Staatswissenschaft. Sie schien nicht unverdächtig; Nationalökonomie zu studieren galt damals, als wenn man gleich Sozialdemokrat geworden wäre. Viel mehr war eigentlich auch mir damals nicht bekannt von ihr, es genügte, sie schmeckte so angenehm nach Verbotenem. Wohin sie mich freilich führen sollte, war mir nicht klar, man konnte mit ihr einst Präsident der sozialen Republik werden, bis dahin aber zunächst höchstens Handelskammersekretär in Linz; es ist mir beides erspart geblieben.

Mit allerhand solchen etwas vagen, aber nur desto gewisseren Hoffnungen kam ich in Berlin an und war nach meiner Art, welche Kunst oder Wissenschaft ich auch immer einschlug, mich niemals am Eingang lang aufzuhalten, sondern gleich ins Dickicht zu stürzen, schon in den ersten Tagen auf dem Wege zu Wagner, um mich für

sein Seminar anzumelden, was eigentlich erst höheren Semestern gebührt. Wagner wohnte damals in Charlottenburg, es war Mai, das Gärtchen um sein Haus blühend, und ich auch. Man wies mich im Erdgeschoß in ein Zimmer, da stand er in dem großen ernsten Raum vor dem hohen Fenster aufrecht an seinem Pult, die Feder in der Hand, schlank, mit hohen Schultern, starr, der ganze Mensch eingespannt in Arbeit, ohne Blick für den Gast, nur seine Brille glänzte geschwind einmal zu mir herüber, und erst als ich meinen Wunsch aufgesagt, ohne zu verhehlen, daß es mir an allen Vorkenntnissen gebrach, gab er einen eigentümlichen Zungenschlag oder Gaumenlaut von sich, halb ein Schnalzen, halb ein Kauen, das seine Gewohnheit war. Nun rasch von ihm katechisiert, kurz, knapp, ungeduldig, so daß es mir nicht sehr behaglich war, fand ich, daß man bei uns doch angenehmere Formen hat. Des berlinisch viel geschäftigen, in jeder Arbeit schon wieder von der hinter ihr lauernden nächsten gewärtigen, von so vielen Pflichten umdrängten, aus dem Seminar zur Vorlesung, von der Wissenschaft zur Politik, nach atemloser Tagesarbeit abends noch in Volksversammlungen eilenden, den Kanzler beratenden, schreibenden, redenden, agitierenden, gelehrten, lehrenden, erziehenden, werbenden Mannes, der dazu noch in jedem freien Au-

genblick an seinem Pulte stand, um seine „Grundlegung“ oder einen neuen Band der „Finanzwissenschaft“ auszufeilen, dieses immer auf dem Sprunge lebenden, immer gleichsam aus der Haut fahrenden Mannes Zeit war so haarscharf eingeteilt, daß sich wirklich nirgends eine von den lieben, still verweilenden Artigkeiten einschieben ließ, die der Oesterreicher nicht gern entbehren mag. So kam er mir bei jener ersten Begegnung kalt, ja barsch vor, und ich staunte, daß er mich, achselzuckend und wieder mit jenem gaumig abschnalzenden Laut, schließlich doch in sein Seminar ließ.

Auch in seinen Vorlesungen blieb ich kühl: er war sachlich, eilig und trocken. Treitschke, damals schon taub, sich selbst nicht mehr hörend und so kaum mehr fähig, seine Rede zu beherrschen, nur noch hustend oder bellend, Geheimnisse wälzend, aber welch ein Feuerstrom, welche Wildheit in den von Ahnungen kochenden Augen!, und der ehrwürdige Zeller, so rührend in seiner Stille, mit einer so reinen Luft um sich, ein alter Mönch, doch von attischer Anmut, gar aber Wilhelm Scherer, der Unvergeßliche, Frühling in Blüten und vor Früchten fast brechender Herbst zugleich, diese verzauberten den Jüngling so, daß es ihm schwer war, sich dann wieder mit der kühlen Verstandsklarheit Wagners zu begnügen. Auch in Volksversammlungen hat er niemals auf mich

gewirkt. Wenn er nach seinem Freund Stöcker, dem stärksten Demagogen, den ich in meinem Leben gehört, das Wort nahm, war's wie eine kalte Dusche. Erst in seinem Seminar ist er mir lieb, ist er mir ein unvergeßlich fortwirkendes Erlebnis geworden. Er hielt das Seminar daheim, in eben jenem großen feierlichen Gemach, wohin man mich bei meinem ersten Besuch gewiesen. Ich hatte aber auch Glück: er hat selbst nach Jahren noch gern gerade von diesem Jahrgang erzählt, die „Mischung“ sei niemals besser gewesen. Da war Heinrich Dietzel, jetzt in Bonn, längst Geheimrat, damals der Aelteste von uns und Wagnern der Liebste, Wagner's eigener innerer Art der Nächste, kühl, klug, selbstbeherrscht, Distanz haltend und Distanz nehmend, Distanz zu Menschen wie zu Dingen, eher geneigt, zu wenig als zu viel zu sagen, mit dem angeborenen Mißtrauen des scharfen Verstandes, auch gegen sich selbst, nicht gerade hochmütig, doch hochsinnig, nicht herablassend, sondern oben bleibend, und einer von den ganz seltenen Menschen, deren Tugenden der Schatten fehlt, schärfsten Verstandes, doch nicht ohne Gefühl, ein fast harter und doch zarter Mann, wohl verwahrt, doch nicht verschlossen, eigenartig, ohne eigensinnig, sehr bestimmt, ohne rechthaberisch zu sein, spöttisch, doch eher gutmütig, dabei die Schwächen der anderen durchschauend, doch geduldig er-

tragend, ein so wohlgeborner als wohlerzogener Mann, von dem man sich nicht vorstellen konnte, daß er überhaupt jemals unreif gewesen, wie man sich nicht vorstellen kann, daß er jemals altern wird, das seltene Exemplar eines gelungenen Menschen, an dem alles stimmt. Ihm nicht unähnlich, doch weicher, biegsamer, Wolfgang Heine, damals noch vom Verein Deutscher Studenten, Nationalist, Bismärcker, Kyffhäuser Richtung, wie man damals sagte, doch schon klopfenden Herzens, mit so vielen Fragen, innerlich ganz mit Problemen besetzt, einer jener Deutschen, denen überhaupt alles zum Problem wird, dabei doch aber eigentlich zunächst, der Anlage nach, eher ein Jüngling Eichendorffs, für die liebe Sonne bestimmt, und nur durch seine große Rechtschaffenheit, durch ein leidenschaftliches Bedürfnis nach Klarheit, durch ein ruheloses Pflichtgefühl aus dem tiefen Frieden seiner eigenen Brust weg in den Tageslärm aller Fragen der Zeit verlockt, einer von jenen merkwürdigen Preußen, die die behaglichsten Bürger sein könnten ohne den Dämon, mit allem durchaus Ernst und immer wieder in sich Ordnung machen zu müssen. Dann Werner Sombart, ein hochgewachsener, stiller, eher fast schüchterner Student, damals noch gar nicht aggressiv und den Sturm seiner Intuitionen entweder selbst noch nicht ahnend oder jedenfalls gut vor uns verbergend,

heute Wagners Nachfolger auf seiner Berliner Kanzel. Auch war ein junger Böhme da, Karel Krawař, schon Doktor, von stupendem Wissen und an Willenskraft, inner Zucht und bewußter Entschiedenheit uns allen weit überlegen, was er uns auch gelegentlich zu verstehen gab, ein glänzender Debatter, unübertrefflich in der Repartee, kampfbereit, angriffslustig, herrschgewohnt, der geborene Führer, unter uns allen der einzige, der damals schon seinen Weg wußte, und damals mein ewiger Widerpart, er ein Hussit, ich noch mit Eierschalen des Schönerianers, zur größten Freude Wagners, der diese richtigen Austriaca, die wir im Grunde doch beide waren (und geblieben sind), mit stillem Behagen genoß. Dies nämlich war's, was ihn zum großen Erzieher gemacht hat (und im Erziehen lag seine wahre Bedeutung, viel mehr eigentlich als im Lehren!): Der Blick für den entscheidenden Zug eines Menschen, das Ohr für die ganz leisen Schwingungen seelischer Mundarten, der Griff in das eigentliche Geheimnis eines Menschen, wodurch der eben dieser eine, wodurch er ein Unikum ist, und dazu nun aber noch, so bald er einmal so weit war und den Sitz einer Eigenart erkannt hatte, seine Jagdlust, sie dann aufzutreiben, mit allen Hunden zu hetzen und nicht abzulassen, bis sie sich ihm ergab, bis an diesem Schüler alles bloß Angelernte, bloß Nachge-

machte, bloß Vorgespielte, bloß Vermeintliche, bloß Vorsätzliche, alle bloße Gewohnheit, alles bloße Gehaben, aller Schein weg und nur das ganz Hieb- und Stichfeste noch übrig und damit aber nun auch — seine Begabung entdeckt war: an seinen echten Stellen ist nämlich jedermann begabt. Ich weiß niemand, der die sokratische Methode des Abhörens und Ausklopfens junger Menschen, um sie so zur höchsten eigenen Ueberraschung erst mit sich selbst bekannt werden zu lassen, in solcher Vollkommenheit gemeistert hätte wie Wagner, und mit welcher Passion! Er hatte darum auch noch eine Schule, Schmoller eher eine Klientel.

15. November. Heut, als am Gertrudentag, in den Uebungen der großen Benediktinerin lesend (in der schönen, von P. Hildebrand Biehlmeyer besorgten neuen Ausgabe der Uebersetzung von Maurus Wolter), stoß ich auf den Zuruf: „Eja, Seele, wach auf! Wie lange willst du schlafen?“ Und den ganzen Tag geht mir das nach und macht mir im dicksten Nebel Licht. Und ich möcht's den ganzen Tag nur immer wieder jedem Menschen sagen, und laut in die ganze Menschheit hinein: „Eja, Seele, wach auf!“

18. November. Julius Meinl macht mich mit einer Denkschrift bekannt, dem Ergebnis von

Berliner Besprechungen Ende Oktober. Die „herrschenden Klassen“ Deutschlands, heißt es da, dächten nicht daran, Belgien wieder herzustellen, wenn sie gleich noch uneins sind, in welcher Form es den Deutschen unterstehen soll. Auch sei man „in diesen Kreisen“ willens, die nordfranzösischen Kohlengruben zu behalten, zur Annexion Kurlands entschlossen, und durchaus abgeneigt, überhaupt auch nur zuzugeben, Elsaß-Lothringen könnte in Frage gestellt werden. Ueber Elsaß-Lothringen stimme mit den Mächtigen auch das Volk überein, das aber sonst zu jedem Verzicht bereit, ungeduldig nach Frieden verlangend und allen Gedanken an Eroberungen oder auch nur Entschädigungen entsagend, zufrieden sei, bloß einfach in den Zustand von 1914 zurückzukehren, so daß es nach dem Kriege für alle wieder so würde, wie es vor dem Kriege war und als ob der Krieg eigentlich gar nicht gewesen wäre, nur daß alles freilich so viel ärmer geworden, ärmer an Menschen, ärmer an Gütern, ärmer an Zukunft. Dies sei der Verzichtfriede, den das deutsche Volk will, dies der Begriff, den es vom Verständigungsfrieden hat und für den es auf die Zustimmung der Feinde hofft.

Wer aber die „herrschenden Klassen“, wer „diese Kreise“, von denen der Verfasser spricht, eigentlich sind, sagt er nicht. Es ist charakteristisch, daß das heute niemand sagen kann. Nie-

mand weiß ja, wer jetzt in Deutschland herrscht, niemand auch nur, wer zur Herrschaft gelangen wird, jeder fürchtet, es könnte der Gegner sein. Und so treffen sich alle zunächst in der uneingestandenen Bemühung, lieber in diesem Zustande der völligen Ungewißheit, der allgemeinen Machtlosigkeit, der Unentschiedenheit der Kräfte noch möglichst lange zu verharren, wobei jeder sich wenigstens noch den Anschein der Macht geben und die Sprache der Macht führen kann und so den Gegner zu hindern meint, von der Macht Gebrauch zu machen, die jeder nämlich insgeheim beim Gegner voraussetzt, keiner mehr sich selber zutraut. Dieses fast burleske Verhältnis der Parteien, die einander alle nur noch eine Galgenfrist ablisten möchten, läßt es mir immer wahrscheinlicher werden, daß der Krieg weder im Westen noch im Osten noch im Süden entschieden werden wird, sondern im Innern Deutschlands. Deutschland wird erst eruieren müssen, wer es beherrscht, aber so lange noch niemand der Kraft dazu gewiß ist, wünschen alle, dies lieber noch nicht eruiert zu sehen und lassen weiter die Militärs gewähren. Davon findet sich in der Denkschrift nichts, sondern es scheint dem Verfasser wichtiger, daß das deutsche Volk den Verständigungsfrieden recht verstehen lerne. Wie diesen nämlich England und Frankreich, wie Wilson, ja die ganze Welt ihn meint, sei

damit keineswegs die Rückkehr zu 1914, der Status quo verlangt, wo dann freilich der Krieg vergeblich und grauenhaft sinnlos gewesen und sein einziges Ergebnis die Drohung eines neuen, das diesmal Unentschiedene nun erst entscheidenden, darum vorzubereitenden und schon in den bloßen Vorbereitungen die Kraft aller Völker erschöpfenden, Europa, bevor er noch begonnen haben wird, vernichtenden und durch eine schon erloschene Welt noch weit grauenhafter sinnlos rasenden Krieges wäre! Nein, da hätte freilich recht, wer lieber gleich den Krieg ins Unendliche will als solchen Frieden, der keiner wäre! Doch sei dies bloß ein deutsches Mißverständnis: Der Verständigungsfriede, der wirkliche, den der Verfasser meint, will ja gerade, daß der Krieg nicht vergeblich gewesen sein soll, und wenn er auf Eroberungen und Entschädigungen, auf Landerwerb und Gelderwerb, auf Machtgewinn verzichtet, verzichtet er doch nicht auf einen Sinn des Krieges, er kommt nicht mit leeren Händen, er bringt einen Siegespreis, aber allen, er meint nicht, daß keiner gesiegt haben soll, sondern, wenn er gelingt, dann hätten alle gesiegt, sie hätten sich alle damit die Freiheit, Eintracht und Gerechtigkeit ersiegt, es wäre jedem ein größeres Vaterland erobert, Europa wäre, ja die Welt erobert, und für alle, denn

Macht soll in diesem Kriege von keinem, von allen soll Recht gewonnen sein, ein Recht über den Nationen, das Weltrecht!

Wird, wer immer auch durchs Siegestor mit keiner anderen Trophäe heimkehrt als der allgemeinen Abrüstung, nicht seinem Volke den schönsten Preis erstritten haben: das Unterpfand einer gesicherten, freudigen, gesegneten Zukunft? Man könnte ja unter den Deutschen einmal abstimmen lassen, was ihnen lieber ist: die nordfranzösischen Kohlengruben zu behalten oder dafür die Wehrpflicht loszuwerden. Man müßte wirklich die Deutschen einmal fragen. Man müßte vor allem einmal den Willen des deutschen Volkes kennen. Will das deutsche Volk, daß auch weiter Gewalt die Welt regiert, oder will es einmal wagen, es mit der Weltherrschaft der Liebe zu versuchen? Haben die recht, die verkünden, daß die Deutschen noch keine so verstiegenen Ideologen sind, oder sind's am Ende die Deutschen insgeheim vielleicht doch schon? Wissen möchte man's jedenfalls, wissen müßte man's. In Oesterreich wissen wir's: Czernin hat sich klar dazu bekannt, zur Abrüstung, zum Ende der Wehrpflicht, zur Weltherrschaft und Weltordnung der Liebe, Wenige widersprachen. Aber solange freilich irgendein Volk Europas noch widerstrebt, solange noch irgendein Volk Macht vor Recht stellt, solange freilich ir-

gendein Volk noch der Liebe widerstrebt, wird Europa nicht, wird nicht Friede, bleibt der unverstiegene Realismus der rohen Gewalt, bleibt Krieg und wenn auch selbst, als Atempause, dazwischen einmal ein hinfälliger, fauler, fahler Scheinfriede vorgetäuscht würde, der bliebe doch der Krieg, bloß unter einem anderen Namen. Es gibt heute nur: Krieg, Krieg auf zehn, auf fünfzig, vielleicht auf hundert Jahre, Krieg bis ans Ende der Kraft, Krieg, bis von Europa nichts mehr übrig ist und der amerikanisch-japanische Bund das Weltgeschäft übernimmt, diesen Krieg zu solchem Schluß, oder aber einen Frieden der Abrüstung, der überwundenen Wehrpflicht, der Liebesgemeinschaft. Wir haben keine andere Wahl.

24. November. Alle möchten ja den Frieden, den wahren, den der Verständigung, alle Völker wären jetzt schon so weit, nur eins ängstigt sie dabei noch immer: die Sorge, ob's denn aber auch der andere ehrlich meint! Sie ist unnötig. Es werden's alle ehrlich meinen müssen, sie werden müssen, auch wenn sie nicht wollen. Auch wenn ein Volk jetzt jenen Frieden noch verwirft, den Frieden der Verständigung zur Völkergemeinschaft, es wird ihm dennoch nicht entgehen; er kommt dann nur später, aber er kommt, er kann vertagt werden, doch er verjährt nicht

mehr, er hat einmal das Gewissen der Völker erfaßt, nun ist er unaufhaltsam: der uralte Völkertraum der Oekumene, von der schon Alexander sagte, in ihr werde kein Unterschied mehr sein nach Rassen, sondern nur zwischen den Guten und den Schlechten, ist zur Erfüllung reif, augustinisch wird die Welt, Karolinger Zeit bricht wieder an! Auch wenn die Völker nicht wollen. Der Wille der Geschichte fragt die Völker gar nicht, er wird stärker sein. Es ist nicht der Mensch, der lenkt. Die Völker werden müssen, sie haben keine Wahl mehr: was sie wollen, ist gleichgültig, sie können doch einander nicht mehr entbehren. In seiner wunderbar verstandesklaren Antwort auf Tirpitz hat dies jetzt Friedrich Wilhelm Foerster dargetan. Tirpitz hatte selbst gesagt, daß das deutsche Volk vom Export lebt, daß es auf seine „Ueberseestellung" nicht verzichten kann. Richtig, antwortet Foerster, zum Export gehören aber zwei. Zwingen können wir keinen, weder von uns zu kaufen, noch an uns zu verkaufen. „Verschließen sich uns die Seelen, so verschließen sich auch die Lagerhäuser." Und er erinnert an ein Wort Hegels über Bonaparte, an das mahnende Wort von der „Ohnmacht des Siegers". Wir könnten die ganze Welt erobern und hätten doch, was wir vor allem brauchen, noch immer nicht erreicht: das „Volk des Riesenexports" kann ja die Riesenkundschaft nicht

entbehren, und hat es sich mit ihr entzweit, wie kann sie ihm ersetzt werden, wenn es ihm nicht gelingt, sich wieder mit ihr zu verständigen? „Der nationalistische Machtfriede ist der eigentliche Verzichtfriede, das heißt, er bedeutet den Verzicht auf den Wiederaufbau unserer Exportstellung, er ist darum auch der eigentliche Hungerfriede für das deutsche Volk, denn nicht Besitzrechte, sondern Austauschsympathien allein sind es, die unserer nationalen Arbeit wieder einen gesicherten Absatz schaffen können."

Das ist so klar, daß es sich eigentlich jeder verständige Deutsche selber sagen müßte. Weiß er nicht, daß er die Weltkundschaft braucht? Natürlich weiß er's, natürlich sagt er sich das alles selbst! Nur daß, wofern er von der neudeutschen Art einer ist, tief in ihm irgend etwas gegen alle Verständigung rebelliert. Denn der Sinn dieser neudeutschen Art ist von der Manie gewaltsamer Weltbeglückung berückt. Und das in aller Unschuld: er meint's ehrlich und meint's der Welt wirklich gut! Sein Irrtum ist nur, als ob, was richtig gedacht ist, nur deshalb aber auch schon jedem recht sein müßte! So ein Neudeutscher kommt euch ins Zimmer herein und — terrorisiert schon: Sie sitzen ja gegens Licht, rücken Sie den Tisch doch so! und stellt schon das Zimmer um und hängt die Bilder um und begreift's nicht, und wenn man grob wird — hat er denn

nicht recht? Zum Teufel, und wenn er zehntausendmal recht hat, ich sitze lieber unbequem, aber nach meiner Art, ich mag lieber auf meine Fasson unselig sein, als auf fremde beglückt! Das versteht aber der Neudeutsche nicht, weil er ein geborner Professor ist. Der deutsche Professor war immer schon ein solcher Terrorist. Brentanos „Elsässer Erinnerungen“ (Erich Reiß' Verlag, Berlin) beweisen mir's jetzt wieder. Lujo ist ein echter Brentano, dieser geheimnisvollen Familie würdiges Reis, in der ja derselbe Saft immer wieder frische Blüten treibt, immer wieder seltsam andere Früchte schwellt — sie scheint mehr als eine Familie, fast möchte man sagen: die Nation Brentano! Die Würde seines Vortrags, der ruhige Fluß der Erzählung, die Kraft, mit der er in ein paar Strichen einen Menschen verleibt (Althoff zum Beispiel, daß man ihn seit Jahren zu kennen glaubt!), das ist unvergleichlich. Aber selbst in ihm, o weh!, bricht dann auf einmal der deutsche Professor los, der Tyrann, und da versteht man alles im Elsaß! Kaum ist er nämlich da, weiß er auch schon, was dem Elsaß fehlt, schon hat er ein Ideal davon erfaßt, drängt es gleich im besten Glauben den Elsässern auf und begreift ihren Undank nicht — es mag wirklich ein ideales Elsaß sein, nur ist's halt nicht das ihre! Genau so hat der neudeutsche Kaufmann die Weltkundschaft behandelt.

Genau so denkt sich der neudeutsche Diplomat den Frieden. Und der ganze Streit geht im Grunde darum, deutsche Weltbeglückung oder allgemeine Weltverständigung. Jene wäre vielleicht schöner, diese wird erreichbar sein. Vermitteln werden schon wir sie müssen, wir Oesterreicher, die wir uns innerlich zwischen den Nationen, in guten Augenblicken sogar über den Nationen bewegen, wir geborenen Europäer!

26. November. Im „Neuen Wiener Journal“ meldet sich „ein bekannter Duellant“, der das Duell verteidigt. „In Ländern, wo unzureichende Satisfaktion durch die Gesetze gegeben wird, wird das Duell niemals unterdrückt werden können,“ meint er, und man bilde sich doch nicht ein, es „abschaffen“ zu können, solange man nicht einen „brauchbaren Ersatz“ dafür gefunden hat! Ich, selbst ein alter Duellant, wenn auch schon seit Jahren außer Dienst, muß ihm darin beistimmen, daß mit dem bloßen Verbot, auch wenn es ausgeführt würde, nichts getan wäre. Wer sein Leben wagt, nimmt schließlich die paar Jahre Haft auch noch drein, und wem es sein Gewissen befiehlt, der macht sich aus gesellschaftlicher Aechtung nichts, er wird aus Ehrgefühl selbst Ehrverlust ertragen lernen. Es ist ein Irrtum unserer Zeit, daß sie meint, Empfindungen durch

Gründe widerlegen, Sitten durch Verordnungen ändern zu können, wie sie denn überhaupt die Bedeutung menschlicher Verabredungen, ja selbst die Macht des irdischen Gesetzes überschätzt, sie ist darin noch ganz josephinisch. Gewohnheit, Herkommen, Brauch, auch unheiliger, ja der schlimmste Mißbrauch selbst haben eine stille Kraft in sich, sie sind nicht willkürlich „angeschafft" worden, sie lassen sich auch nicht willkürlich wieder abschaffen. Von außen kommt man ihnen nicht bei, schon gar nicht mit dem Verstand; nur wenn der innere Mensch sich ändert, ändern auch sie sich, dann sind sie von selbst auf einmal weg. Der Verstand hat das Duell nie verstehen können. Es wurzelt in dem Ehrbegriff, zu dem wir erzogen worden sind, und dieser Ehrbegriff war immer unverständig. Das hat der wackere Fallstaff schon gewußt, lange bevor von Schopenhcuer alle guten Gründe des Verstandes gegen den Ehrbegriff so meisterhaft dargetan wurden. Gründe sind nun aber ja kein Grund für das Handeln der Menschen. Was ist Ehre? fragt der Verstand. Und er hat ganz recht: Ehre besteht nicht in dem, was wir sind, auch nicht einmal in dem, was man von uns hält, sondern bloß in dem, was man von uns sagt, ihr gilt mein eigener Wert nichts, es gilt ihr auch die Meinung der anderen nichts, doch es gilt jedes lose Maul über mich. Wie sinnlos! Und eines allein kann

mich in meiner Ehre schützen: nur die Furcht der anderen. Ich habe genau so viel Ehre, als ich Furcht vor mir einzujagen vermag. Wie sinnlos! Gewiß. Was aber nötigt uns, so sinnlos zu handeln? Warum gehorchen wir unserem Verstande nicht? Was macht die Furcht, Furcht zu zeigen, so stark, daß sich selbst behäbige, brave, gutbürgerlich gesinnte Herren doch schließlich schlotternd lieber zum Duell entschließen? Was zwingt auch den Schwächsten noch zu der Komödie vor sich selbst, sich so stark zu stellen, als ob er niemand zu fürchten hätte? Ein tief unter allen holden Lebenslügen lauerndes Gefühl, das er sich nur sonst doch Gott sei Dank meistens nicht eingesteht, das Gefühl der letzten irdischen Wahrheit, auf der bisher diese Welt ruht. Diese Wahrheit ist, daß Recht, Gewissen, Geist, Gemüt oder wie wir sonst immer die vermeintlichen Mächte der menschlichen Gesellschaft nennen mögen, nur vorgeschoben, nur glänzende Fassaden, nur gelinde Täuschungen sind, drin aber sitzt verborgen der Herr des Lebens selbst: die nackte Gewalt. Unser ganzes bürgerliches Leben ist bloß Schein, irgendwie weiß das eigentlich auch jeder, es ist nur eine stillschweigende Verabredung, so zu tun, als wüßte man's nicht; ja die Gewalt tut selber so. Irgend etwas in uns aber scheint doch zu verlangen, daß diese verschwiegene Wahrheit zuweilen anerkannt, wenn

auch bloß sozusagen im Vorübergehen einmal rasch begrüßt wird. Ein solcher flüchtiger Gruß, ein leises Kopfnicken nur, an unsere letzte Wahrheit, die verhaßte Wahrheit, die von allen unseren Leidenschaften so geliebte Wahrheit, daß rohe Gewalt allein jetzt das irdische Leben der Menschen regiert, ist das Duell. Es drückt drastisch aus, daß unser Schein eines Rechtsdaseins in jedem Augenblick bedroht ist durch jeden, der einfach erklärt: ich tu aber nicht mit! und daß dann jeder die Pflicht hat, der Wahrheit die Ehre zu geben, daß nur die Gewalt entscheidet. Jener „bekannte Duellant“ sagt zum Ruhm des Duells und der von ihm beherrschten guten alten Zeit: „Ein schneidiger Ehegatte war seiner Frau sicher, und ein schneidiger Liebhaber blieb vom Gatten unbehelligt.“ Er hat ganz Recht, das war der Sinn des Duells: die Wahrheit zu bezeugen, daß nur Gewalt in dieser Welt Recht gibt. Und wenn nun allmählich doch immer mehr Menschen anfangen, dem Duell zu widerstreben, nicht bloß mit dem Verstande, sondern schon auch tief innerlich, so bezeugt das, daß immer mehr Menschen allmählich der Wahrheit, deren Zeichen das Duell ist, widerstreben, diese Wahrheit der rohen Gewalt nicht mehr anerkennen wollen und ihr keine Macht mehr über sich zuzugestehen willens sind. „Wie denn das?“, wird der „bekannte Duellant“ fragen. Darauf antwortet

schon Laotse: „Wer nicht streitet, mit dem kann man nicht streiten.“ Ganz versteht dies freilich erst, wer es selbst einmal probiert hat. Gewalt hat nämlich Macht nur über den, der ihr auch wieder Gewalt entgegenstellt. Gewalt ist ohnmächtig, wenn ihr Liebe antwortet. Denn Gewalt hat diese Schwäche, daß sie nur den äußeren Menschen treffen kann, unser Inneres aber nicht. „Wir werden gescholten und segnen, werden verfolgt und dulden, werden gelästert und flehen“, schreibt der heilige Paulus nach Korinth, und siehe, daran ist alle Gewalt der alten Welt zu schanden worden. Der Märtyrer ist allein doch der Ueberwinder. Was aber würde dann aus unserer lieben irdischen Welt, an die wir ja doch einmal gewiesen sind? Wir sind an sie gewiesen, ja, doch nicht um ihr Gewalt anzutun, sondern Liebe. Wer nur erst der Welt abgesagt und in seiner Stille die Liebe gefunden hat, der kehrt an ihrer sanften Hand dann wieder in diese Welt zurück, weil er sie ja braucht: um ihr zu dienen. Die heilige Theresa war einst gerade dabei, Fische fürs Kloster zu braten, als sie, mitten in der Arbeit, entrückt ward, aber die Fülle der himmlischen Gesichte hinderte sie nicht, doch immer dabei noch auch nach der Pfanne zu sehen, und gottentbrannt fuhr sie brav die kleinen Fische zu schmoren fort. In dem gewaltigen, oft fast an Balzac mahnenden Roman Emile Baumanns

„L'Immolé“, wo dies nacherzählt wird, steht dabei der merkwürdige Satz: „Plus vous agirez selon des fins superieures, plus vous regnerez loin dans les choses terrestres!“ Es ist ein Rat, der dem Oesterreicher altvertraut klingt. Denn eben dies: mit dem Blick zur Ewigkeit gleichsam unversehens auch des Irdischen Herr zu werden, war ja die Lebensweisheit unseres Barocks! Der barocke Mensch tut Gottes Willen, ohne nach den irdischen Folgen zu fragen, fühlt sich fast beschämt, wenn ihm auch Irdisches dabei glückt, und nimmt sich in seiner Dankbarkeit nur noch fester vor, immer nur nach dem Ewigen allein zu trachten.

So fragt lieber auch jetzt nicht erst, wie das Duell „ersetzt“ werden soll! Fragt, was recht ist, und wollt das Rechte! Und — in der Pfanne die Fische werden schon braten, seid unbesorgt!

Salzburg, 10. Dezember. Mein Freund Oskar A. H. Schmitz war's, der mich zuerst an Laotse wies. Und wieder Schmitz hab ich's zu danken, daß ich nun aber auch mit einem heutigen Chinesen in geistigem Verkehr bin, mit Ku Hung-Ming, dessen Schriften, „Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen“ und „Der Geist des chinesischen Volkes“, jene von Alfons Paquet, diese von Schmitz eingeführt, beide bei Diederichs in Jena verlegt, dem guten Späher mit der fei-

nen Witterung für alle Windstillen und Windstöße der Kultur, mir jetzt viel Freude machen. Dieser Ku Hung-Ming, ungefähr in meinem Alter, eines reichen Kaufmanns Sohn, mit sechzehn Jahren nach England geschickt, in Edinburg graduiert, dann Sekretär des Vizekönigs von Wuchang, also „Statthaltereibeamter“, sozusagen ein chinesischer Hofrat (und seit er pensioniert ist, einer von der frondierenden Art), mit Europa gut bekannt, Deutschland schätzend, für Weimar schwärmend, Englisch schreibend, Kant zitierend, aber auch Goethe, den er den „echten Europäer“ nennt, wie für ihn Konfuzius der „echte Chinese“ ist (auch Carlyle, Matthew Arnold und Wordsworth, den „chinesischesten unter den englischen Dichtern“, zitierend, stolz auf seine Belesenheit), ist mir vor allem schon deshalb so lieb, weil er direkt etwas Oesterreichisches hat. Genauer gesagt: etwas Altösterreichisches. Noch genauer: etwas von unseren Altliberalen, der gewissen Mischung von Josefiner und Achtundvierziger. Er kennt Stifter kaum, doch er wäre vom Nachsommer entzückt. Allerdings kann ich mir denken, daß ein englischer Leser hinwieder in ihm eher den richtigen alten Engländer finden wird, den aus der viktorianischen Zeit, so vom Schlage des guten Dobbin aus Vanity Fair. Und ich kann mir auch denken, daß er deutsche Leser an Alt-Berlin, an Moses Mendelssohn, vielleicht gar an den

braven Nicolai gemahnt. Angenehm altväterisch wirkt er jedenfalls, nicht ohne leise Komik, zugleich aber auch rührend. Typisch der Mensch, der aus einer alten Religion stammt, innerlich durchaus ihr Geschöpf, sich nun aber selbst von ihr löst, ihr Wesen verläßt und nur ihre Form behält, ihre Menschenart, ihre sittlichen Ergebnisse bewahren will, ihren Glauben aber nicht mehr zu brauchen, sondern sozusagen von den Zinsen leben zu können meint. Ihm genügt der „Sinn für das, was sich ziemt.“ Ganz wie unseren alten Josefinern auch. Woher man aber diesen Sinn kriegt, den Sinn für das, was sich ziemt, wird gar nicht erst gefragt. Ein richtiger Mensch hat ihn eben! Und nun muß es aber gerade dieser Geistesart stets passieren, daß rings um sie herum der Menschheit auf einmal immer mehr die richtigen Menschen ausgehen. Ganz natürlich: es wächst kein sittliches Kapital mehr nach, seit die schaffende Kraft erloschen ist: der lebendige Glaube. Der Sohn einer guten Katholikin kann sich's erlauben, voltairisch zu prahlen, der Glaube der Mutter bleibt als sittliches Gefühl in der ersten Generation schon noch wirksam, aber für die zweite langt's dann auf einmal nicht mehr. Das ist dann immer der Augenblick, wo der eben noch so dreiste, so „fortschrittliche“ Josefiner plötzlich larmoyant wird, die Welt nicht mehr versteht und das Lob der guten alten Zeit singt.

Und immer scheint dann die Menschheit auf einmal entartet, immer sieht's aus, als wäre sie sich entfremdet, das Böse muß eingeschleppt worden sein, von irgendwo draußen. Für diesen netten, lieben Ku Hung-Ming natürlich aus Europa. Sein geliebtes China vor Europa zu warnen, abzumahnen von dem zerstörenden Geist Europas, das ist der Sinn seiner Wirksamkeit. Alles, was er haßt, was jeder anständige Mensch haßt, nennt der anständige Chinese Europa, wie der anständige Deutsche es welsch und der Engländer es german nennt; es sind Abkürzungen zum leichteren Verkehr. Wer aber genauer hinhört, wird gewahr, daß die anständigen Menschen auf der ganzen Welt einander gleichen, und die anderen auch. Der richtige Chinese des wackeren Ku befolgt die Lehre des Konfuzius, „daß Menschen und Nationen ihr Herz nicht an Reichtum, Macht und materielles Wohlergehen hängen sollen.“ „Aber,“ fährt Ku fort, „die neue Wissenschaft des modernen Europas lehrt, daß die Grundlage für eines Menschen Erfolg im Leben und die Größe einer Nation im Besitz von Reichtum, Macht und materiellen Wohlergehen zu finden sind.“ Und da so der Sinn Europas immer nur auf Gelderwerb und Machtzuwachs, immer nur auf das „was sich bezahlt macht“, geht, wissen seine Völker gar nicht, „was wahres bürgerliches Leben bedeutet“, und sie

haben darum auch noch gar keinen Staat, denn was sie so nennen, sind bloß „Handelsgemeinschaften“, sind „Horden von Räubern und Piraten“. Und wie man dort in Europa den Staat nicht kennt, so weiß man auch von den Werten des Lebens nichts, sie schätzen dort Erfindungen, äußere Verbesserungen, Bequemlichkeiten, Eisenbahnen, Straßen, Werkzeuge, während der „wirkliche“ Chinese Zartgefühl, guten Geschmack, Takt, Höflichkeit und ein „zahmes“ Wesen schätzt, kurz alles, was dem Menschen hilft, „ein Leben des Herzens zu leben“ (er hat oft solche Sätze, die von Novalis sein könnten).

Der einzige Trost für europäische Leser ist nun nur, daß es diesen „wirklichen Chinesen“, scheint's, auch in China bald nicht mehr geben wird. Sonst hätte der brave Ku seine Bücher auch gar nicht geschrieben. Die uralte sittliche Kultur seines Vaterlandes, die er von dem europäischen Geist der Machtgier und der Raubsucht bedroht sieht, will er retten, darum sucht er sein Vaterland vor den „zerstörenden Kräften der materialistischen Zivilisation Europas“ zu bewahren. Eingelassen haben sie sie ja schon, die Schuld chinesischer „Literaten und Jakobiner“ ist's, daß „das griechische Pferd schon in der trojanischen Festung“ steht. Wie kann also China sich Europas erwehren? Was rät ihm Ku? Ge-

walt? Der Boxeraufstand bewies, daß ihnen gewaltsamer Widerstand nicht mehr hilft. Tolstoi riet in einem offenen Brief an Ku zu einer Art passiver Resistenz gegen Europa, zum Boykott. Aber von dieser Methode des Buddhismus hält Ku nichts: „Wenn die Welt schlecht ist, so rasiert der Buddhist seinen Kopf, geht ins Kloster und boykottiert die Welt. Aber in diesem Fall wird die schlechte Welt nur noch schlechter, und wenn sie immer schlechter geworden ist, kommt sie schließlich so weit, daß sie das Kloster mit all den rasierten Boykottierern verbrennt." Nein, da glaubt Ku schon besseren Rat zu wissen! Man ist wirklich gespannt. Was kann das sein? Was schlägt er vor? Die Methode des Konfuzius. Nämlich? „Soziale und politische Mißstände zu beseitigen und die Welt zu bessern, indem man durch ein Leben der Selbstachtung und Integrität moralische Macht gewinnt —, dies ist die einzige Macht, auf die China sich verlassen muß, um seine alte Kultur zu retten." Ich fürchte, der Europäer traut seinen Augen nicht! Aber so steht's da, wörtlich wird Konfuzius zitiert: Der Edle kann durch ein Leben in Einfalt und Ernst allein Friede und Ordnung in der Welt herbeiführen." Und wenn der Europäer nicht ein gar so schlechtes Gedächtnis hätte, wüßte er, daß auch Europa diese Methode kennt. Es ist die Methode des heiligen Benedikt, des heiligen

Franz von Assisi, der heiligen Theresa. Damals war's aber halt freilich noch nicht unser richtiges Europa von heute!

S a l z b u r g, 16. Dezember 1917. An einer Art Lufthunger leidend in diesem oft schon kaum mehr erträglichen Zustand geistiger Beklommenheit, nach Weite verlangend, nach Weltgefühl, von dem wir seit Jahren jetzt ausgesperrt sind, ins Gefängnis unserer kümmerlichen, beschränkten und beschränkenden Eigenheit, weiß ich mir aus dieser atemlosen Systole keine Rettung als die Flucht in das ewig gleich lautende Geheimnis, in die Region, wo durch alle Zeiten in allen Völkern, hoch über Zeit und Volk, die Stimme des Anfangs ungebrochen forttönt. Denn es muß, als der Cherubin mit dem bloßen Schwert vor den verlorenen Garten trat, ein Klang der Wahrheit mitleidig dem ausgewiesenen Sünder gefolgt sein und niemals, wie tief auch die Menschheit oft in sich versank, ist dieser stille Klang der Ewigkeit ganz in ihr verstummt, es hat, wie der heilige Justinus Martyrer sagt, in allen Zeiten Christen gegeben (unter den alten Griechen führt er Sokrates und Heraklit mit Namen an), und wenn sich die Finsternis noch so dicht um die Menschheit legt, Urerinnerung glänzt noch leise fort, der Chorgesang der Wahrheit ist nie ganz verhallt. Wer Ohren zu hören hat, vernimmt mit heiligem Schauder aus Laotse,

Pythagoras und Heraklit, aus ägyptischen Grüften und thrakischen Wäldern, von jüdischen Magiern und arabischen Astrologen überall das Echo derselben Ahnung: insgeheim hat jede Zeit gewußt, daß der Erlöser lebt. Es läßt sich fast jeder Satz Laotses aus Heraklit und wieder aus dem Cusaner und wieder, wenn man nur recht zu lesen weiß, aus Kant und der Goetheschen Farbenlehre belegen und dann weiß ich mir den Sinn und die volle Bedeutung davon aus dem Tridentinum zu holen, das, in quo omnes necessario conveniunt. Freilich gehört dazu, daß man erst lesen lerne, richtig lesen. Und einen am anderen lesen, einen im anderen sehen, alle zusammen sehen, Menschen und Völker und Zeiten, alles Nebeneinander und Nacheinander in Eins zusammensehen, in das Eine, worein alles zusammenkommen soll! Soweit muß man erst sein, im Wahren. Wie man im Schönen erst soweit sein muß, daß man in einer Negerplastik, im Parthenonfries und in den wehenden Engeln Berninis dieselbe Schönheit erblickt. Dann wäre man auf augustinischer, auf thomistischer Höhe der Erkenntnis, die hinter die Zeichen schaut. Nach ihr auch nur zu trachten, mag gefährlich sein. Ich denke mir das jetzt oft, da ich gerade Hölderlin wieder lese. Der war sehr hoch gelangt und hat dann aber doch die Spannung zuletzt nicht mehr ertragen können. „Wir nehmen dem Zufall die

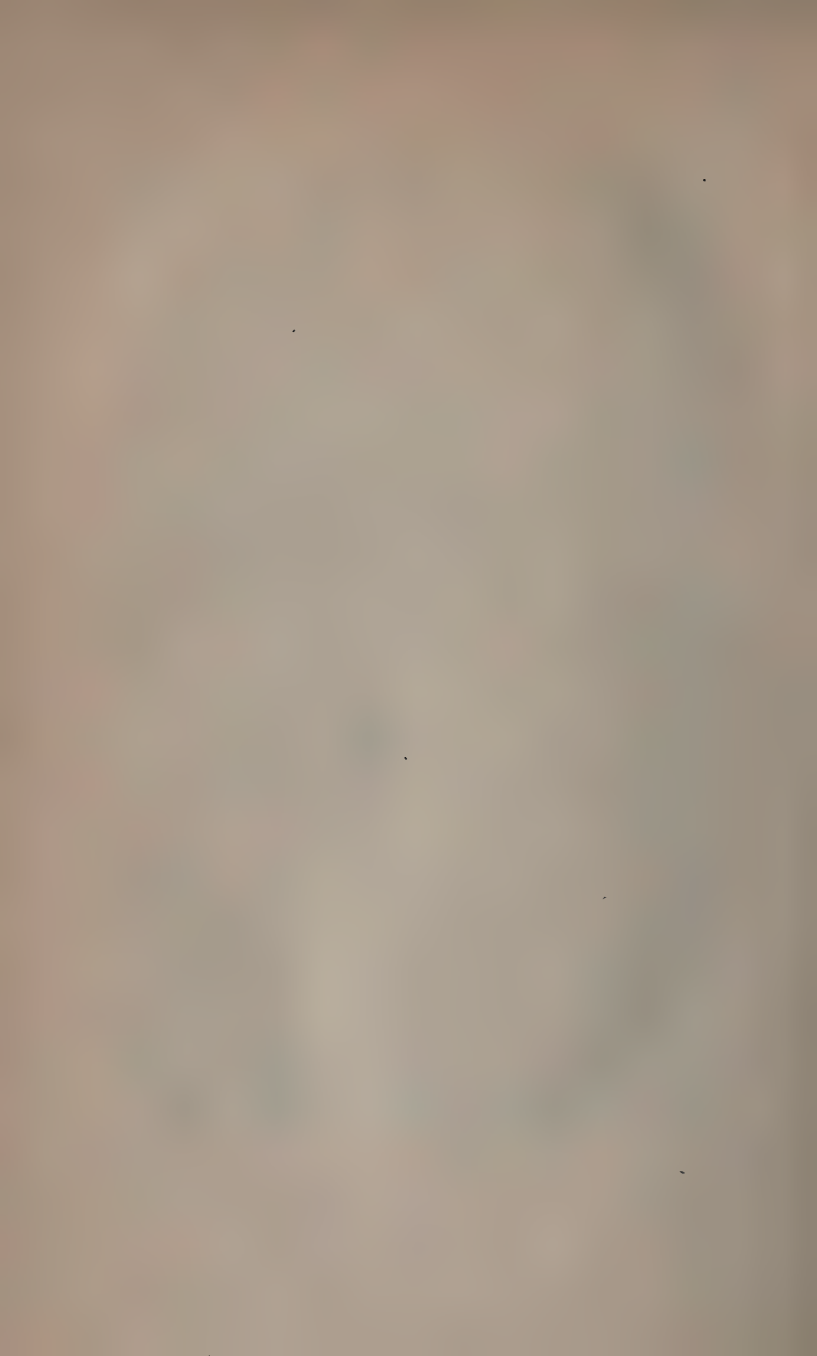
Kraft, wir meistern das Schicksal“ — bis zu solchen Ahnungen war er emporgelangt und ist dann doch abgestürzt! Welche Warnung! Aber auch welche Seligkeit, in der stillen Mondnacht seines Geistes zu wandeln! Ich lese jetzt den Hyperion in der schönen Ausgabe der Liebhaberbibliothek Gustav Kiepenheuers; sie läßt sich so bequem in die Tasche stecken und auf den Gaisberg mitnehmen, von dem aus an solchen Wintertagen Dachstein und Schafberg, über den Dunst sonnenbeglänzt erhoben, ganz kleinen weißen Riffen in diesem geronnenen trüben Nebelmeer gleichen, das rings Hügel und Hang, Wald und Wiese, Fluß und Stadt verschlungen hat.

20. Dezember. Hans Delbrück, der Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher“, in Kriegskunst und Staatskunst erfahren, gut konservativ frei gesinnt, ein Hüter des Bismarckschen Erbes, dieser besonnen tapfere Mann ruft das deutsche Volk jetzt „Wider den Kleinglauben“ auf. („Die Volksaufklärung.“ Jena 1917, Verlag Eugen Diederichs.) Es sind die „Kleingläubigen“ jener „Deutschen Vaterlandspartei“ gemeint, die „dem Volke einreden will, daß sie eine nationale Einheit schaffe, indem sie die Mehrheit der Volksvertretung beschuldigt, die heiligsten Güter des Vaterlandes zu verraten und uns einen „Hungerfrieden“ aufzuerlegen; die uns einen besseren Frieden verspricht, indem sie

Bedingungen fordert, die notwendig Verlängerung des jetzigen und immer neue Kriege nach ihm im Gefolge haben müssen." Punkt für Punkt nimmt er ihre Forderungen durch, um darzutun, welche Gefahr für das Vaterland sie sind. Sie verlangen „die Oberherrschaft über Belgien, um die deutsche Zukunft zu sichern." Aber „die Herrschaft über Belgien würde Deutschland nicht stärken, sondern am letzten Ende schwächen und seiner großen Zukunft berauben. Sie ist nicht das Zeichen einer besonders tapferen Gesinnung, sondern im Gegenteil einer Gesinnung, der der wahre Glaube an die Größe und Zukunft des Vaterlandes fehlt und die deshalb ängstlich nach bloß äußerlichen Machtpositionen und Machtverstärkungen sucht . . . Wollten wir im Frieden die flandrische Küste behalten, so wäre das für England etwa so viel, wie die dauernde Besetzung von Thorn, Danzig, Glogau, Küstrin, Stettin, Magdeburg durch die Franzosen nach dem Frieden von Tilsit. Napoleon glaubte uns damit niederzuhalten; das Risiko einer Erhebung sollte uns zu groß sein: im Gegenteil, wir verdoppelten unsere Kraft, und ganz Europa leistete uns Beistand. Nicht anders würde es uns gehen, wenn wir Belgien behalten wollten. Man kann schon jetzt die Punkte bezeichnen, wo, wenn wir das täten, der Weltkrieg wieder einsetzen würde. Der Konflikt, in den sofort Europa und die Welt ein-

treten würde, um die weitere Machtausdehnung Deutschlands zu verhindern, wäre da.“ Ebenso gefährlich albern findet Delbrück das Geschrei nach Kriegsentschädigungen: „Der Krieg kostet uns monatlich wenigstens vier Milliarden Mark. Sollen wir, wenn wir es so weit gebracht haben werden, daß man uns den Frieden auf der Basis Status quo ante anbietet, das Blutvergießen noch ein Jahr fortsetzen mit der Aussicht, uns am Ende dieses Jahres die 48 Milliarden, die wir mittlerweile ausgegeben haben, wieder erstatten zu lassen? Ja, ist das Geld auch nur einen einzigen Monat weiteren Kämpfens wert? Wagt die deutsche Vaterlandspartei diese Frage mit ja zu beantworten?“ Und mit derselben ruhigen festen Klarheit tut er dann auch noch die Phrase von der „Sicherung unserer Grenzen“ ab: „Einen Zustand, der in der europäischen Staatengesellschaft Sicherheit gegen jedweden Angriff gewährt, gibt es nicht.“

21. Dezember. Heraklit sagt: „Da die Natur von dem Anderssein ihren Anfang nimmt, ist überall die doppelte Tür ihr Symbol; zwiefach spannt den Bogen die Harmonie, die den Pfeil schießt durch die Gegensätze.“ Freilich: wer so weit ist, diesen Satz verstehen zu können, der braucht ihn ja gar nicht mehr; wer aber noch nicht so weit ist, der hat wieder nichts von ihm. Und so geht's mit der Weisheit schließlich immer!



Orts- und Namen-Verzeichnis.

